



Leseprobe

Patricia Mennen

Zauber der Savanne
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Im Paradies der afrikanischen Savanne muss sich eine junge Frau entscheiden, was die Heimat ihres Herzens ist ...

Afrika, 1924. Owitambe steht in voller Blüte. Jella und Fritz von Sonthofen haben ihre Träume verwirklicht und mit ihrer Farm ein kleines Paradies geschaffen. Die Kalahari ist ihre Heimat geworden, die sie nicht mehr verlassen möchten. Ihre Tochter Riccarda hingegen sträubt sich gegen die Sesshaftigkeit. Sie geht nach Berlin, um Sängerin und Tänzerin zu werden. Doch als es zu einer schicksalhaften Begegnung kommt, wird Rickys Leben auf den Kopf gestellt. Wird sie in Europa bleiben – oder wird sie erkennen, dass ihr Herz für Afrika schlägt?

Lesen Sie auch Band 1 »Der Ruf der Kalahari« und Band 2 »Sehnsucht nach Owitambe« der großen Afrika-Saga!



Autor

Patricia Mennen

Patricia Mennen wurde in Augsburg geboren und wuchs in der kleinen mittelalterlichen Stadt Riedlingen an der Donau auf. In Würzburg und München studierte sie Germanistik, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaften. Ihre ständigen Begleiter sind ein Stift und ein Notizbuch, denn überall findet sie Ideen und Inspirationen. Patricia Mennen reist leidenschaftlich gern und hat bereits zahlreiche Romane, Kindersachbücher und Ratgeber veröffentlicht. Gemeinsam mit ihrer Familie lebt sie

PATRICIA MENNEN
Zauber der Savanne

Roman

Buch

Patricia Mennen wurde in Augsburg geboren und wuchs in der kleinen mittelalterlichen Stadt Riedlingen an der Donau auf. In Würzburg und München studierte sie Germanistik, Kunstgeschichte und Theaterwissenschaften. Ihre ständigen Begleiter sind ein Stift und ein Notizbuch, denn überall findet sie Ideen und Inspirationen. Patricia Mennen reist leidenschaftlich gern und hat bereits zahlreiche Romane, Kindersachbücher und Ratgeber veröffentlicht. Sie lebt abwechselnd in der Nähe des Bodensees und in der Provence.

Von Patricia Mennen bei Blanvalet bereits erschienen

Der Ruf der Kalahari • Sehnsucht nach Owitambe • Zauber der Savanne •
Im Land der sieben Schwestern • Das Tal der goldenen Flüsse •
Ellas Geheimnis

Besuchen Sie uns auch auf
www.instagram.com/blanvalet.verlag und
www.facebook.com/blanvalet.

Patricia Mennen

Zauber
der Savanne

Roman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Copyright © dieser Ausgabe 2022 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: Margit von Cossart

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com (Thomas
Noitz; chrisdavierz; axz700; Jan Hejda; Jan Martin Will; TASER)
und Richard Jenkins Photography

LO · Herstellung: DiMo

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1185-3

www.blanvalet.de

Für Marc und Athina

Wichtig ist nicht, wo du bist –
sondern was du tust, wo du bist!

(Südafrikanisches Sprichwort)

Prolog



Feine, dampfende Nebelschwaden schmiegten sich wie Kissen um den Fuß des mächtigen Tafelbergs. Während die flache Gipfelfläche des Waterbergs von den ersten Sonnenstrahlen bereits hellrot angeleuchtet wurde, verharrte die Landschaft darunter noch in dem dunklen Grau der Nacht. Das plötzlich einsetzende »Wuk-wuk-wuk« eines Nashornvogels klang wie ein Aufbruchsignal. Langsam kam Leben in das grüne Dickicht rund um das ausgedehnte Felsmassiv. Das beeindruckende Gebrüll mehrerer Löwen hallte durch die sich auflösende Stille des beginnenden Tages.

Ein junger Buschmann folgte in gebückter Haltung der Spur des angeschossenen Kudubocks. Das Pfeilgift hatte seine Wirkung noch nicht voll entfaltet. Jetzt musste der Jäger dafür sorgen, dass das Tier in Bewegung blieb, damit die lähmende Wirkung des Larvengifts das Herz erreichte. Die Schritte der großen Antilope wurden bereits schwerfälliger. Bald würde der Kudu zusammenbrechen. Debe freute sich auf den Genuss beim Verzehr des Auges. Die Kraft des Tieres, seine Weitsicht und Größe würden auf ihn übergehen und ihm weiteres Jagdglück bescheren. Von heute an würden alle sehen, was für ein geschickter Jäger in ihm steckte. Endlich war er ein Mann, und endlich würde man ihm erlauben, einen Liebesbogen zu schnitzen und damit auf Brautschau zu gehen. Zweige knackten vor ihm im Gebüsch, und er konnte das angestrengte Schnauben der großen Antilope hören. Es war so weit, das Tier würde sich jeden Augenblick zum Sterben niederlegen. Er wartete darauf,

das Brechen von Zweigen zu hören, doch stattdessen nahm der Buschmann etwas anderes wahr, das ihn sofort innehalten ließ. Scharfer Uringeruch verriet die unmittelbare Nähe von Raubkatzen. Der junge Buschmann erschrak und biss sich gleichzeitig vor Enttäuschung auf die Unterlippe. Die Fährte des von ihm angeschossenen Tieres führte genau in die Richtung der Löwen. Beinahe im gleichen Augenblick brach im Busch vor ihm ein Tumult los. Das Fauchen von Wildkatzen, ein kraftvoller Sprung, das Schlagen von Tatzen. Debe war zu weit entfernt, um die Szene mit eigenen Augen verfolgen zu können, aber er hörte, wie die angeschlagene Antilope einen letzten Fluchtversuch unternahm, bevor die Löwen deren Leben durch einen gezielten Biss in die Kehle beendeten. Der junge Buschmann blieb unbeweglich stehen und versuchte seine Verbitterung niederzukämpfen. So lange war er seiner Beute gefolgt, und jetzt hatten die Raubkatzen sie ihm vor der Nase weggeschnappt. Debe schnaubte unmutig. Es tat ihm weh, sich so nah vor dem Ziel geschlagen geben zu müssen. Wenn er nur bessere Waffen gehabt hätte! Wieder einmal dachte er voller Neid an die mächtigen Donnerpfeile der weißen Männer. Für seine Leute waren sie tabu. Doch er selbst wünschte sich nichts mehr als solch eine mächtige Waffe. Damit hätten ihm die Löwen die Beute nicht streitig gemacht. Er hätte sie ohne Mühe vertrieben.

»Die Donnerpfeile haben deinen Großvater getötet«, hielt ihm seine Mutter Nakeshi stets vor. »Sie stehen mit Gwi und den bösen Geistern in Verbindung. Kein Buschmann darf diese Waffen nutzen, denn er würde Kauhas Zorn auf sich ziehen!« Aber Debe war sich nicht mehr sicher, ob das stimmte. Er dachte an Großmutter Chuka, die sie während der letzten Trockenzeit hatten zurücklassen müssen. Hätte seine Gruppe einen Donnerpfeil besessen, dann würde die Großmutter vielleicht noch leben und wäre nicht verhungert!

Das Rattern eines Automobils übertönte die vielfältigen Geräusche der Savanne und riss ihn aus seinen grüblerischen Gedanken. Irgendwo hinter der feuchten, sich lichtenden Nebelwand kam es zum Halten. Debes Augen begannen zu leuchten, und er vergaß augenblicklich seinen Unmut. Seine Neugier war geweckt. Wenn ihm schon seine Beute abhandengekommen war, wollte er wenigstens einen Blick auf das voller Zauber steckende Reittier der Weißen werfen. Unbemerkt schlich er sich an. Verborgen hinter einem Rosinenbusch beobachtete er das eckige Metallgefährt. Schon als Kind hatte er sich von dem Leben der Weißen angezogen gefühlt. Wieso besaßen diese Menschen solch mächtige Zauber? Hatten sie einen Pakt mit dem Mond geschlossen, dem Erschaffer der Welt? Voller Bewunderung musterte der Buschmann das kastenähnliche Fahrzeug, mit dem sich die Weißen schneller als jede Antilope fortbewegen konnten. Wie leicht ihr Leben doch war! Drei Männer sprangen von der Pritsche des Wagens. Sie hielten Donnerpfeile in ihren Händen. Einer von ihnen deutete aufgeregt auf eine Spur und winkte die anderen zu sich. Offensichtlich waren sie dem Löwenrudel auf der Spur. In gebückter Haltung verfolgten sie die Fährte. Debe erschrak. Wussten die Männer nicht, dass niemand die Herren der Savanne ohne Not töten durfte? Der Zorn Kauhas würde wie ein Blitzschlag auf sie herabschlagen, wenn sie den Frevel begingen, eines der mächtigen Tiere zu töten. Der Mond würde ein Blutopfer von ihnen verlangen. Der junge Buschmann wollte mit diesen schlechten Jägern nichts zu tun haben und beschloss zu gehen. Doch dann fiel sein Blick auf etwas Glänzendes auf der Pritsche des Wagens.

Ein Donnerpfeil!

Er lag dort unbewacht. Das war die Gelegenheit, um sich die Waffe von Nahem anzusehen. Wachsende Neugier rang mit seinem angeborenen Misstrauen. Schließlich schob er alle Vor-

sicht beiseite und wagte sich aus seiner Deckung. Mit leichten, schnellen Schritten näherte er sich der Ladefläche des Wagens. Zögernd griff er über den Pritschenrand und tastete nach der Waffe. Ob der Donnerpfeil auch ihm gehorchen würde? Er lauschte in die Savanne. Die weißen Männer waren noch in der Nähe, aber die nahen Löwen nahmen ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Ganz vorsichtig hob er das Gewehr an und zog es zu sich herüber. Es fühlte sich kalt und hart an und es ziemlich schwer. Brauchte man einen Zauberspruch, um es Feuer spucken zu lassen? Wie stellte es der weiße Mann an, dass der tötende Donner aus dem Rohr herauskroch? Debe stellte das Gewehr mit dem Lauf nach oben vor sich auf den Boden und schielte in den Schusskanal. Es sah aus wie ein schmaler, leerer Köcher. Ratlos kratzte er sich am Kopf.

»Zeig mir deinen Donner!«, befahl er dem Gewehr.

Doch die Waffe schwieg. Schließlich hob er den Donnerpfeil hoch und setzte ihn so an die Schulter, wie er es einmal aus weiter Entfernung bei einem weißen Mann beobachtet hatte, die rechte Hand am hölzernen Schaft, die linke umklammerte den kalten Lauf. Er zielte auf einen Mankettibaum in seiner Nähe.

»Sende deinen Donner!«, befahl er mit leiser Stimme, doch nichts geschah. Das Gewehr war so schwer, dass es ihn Mühe kostete, es ruhig an seiner Schulter zu halten. Die Finger seiner rechten Hand umspannten kaum den hölzernen Schaft. Er musste nachfassen und legte seine Hand weiter vorne an den Schaftrand, dort, wo sich ein metallener Riegel befand. Er fand heraus, dass sich der Riegel nach hinten bewegen ließ und drückte durch. In diesem Moment löste sich ein Schuss.

Der Rückstoß des Gewehrs traf den Buschmann so unvorbereitet, dass er hart nach hinten katapultiert wurde und zu Boden fiel. Dabei glitt ihm die Waffe aus den Händen. Debe war so verwirrt, dass er wie ein auf den Rücken gefallener Käfer auf dem Boden liegen blieb. Eine Zeit lang wagte er sich nicht zu

rühren. Er wusste nicht, was schlimmer war, die Schmerzen an seiner Schulter oder der Nachhall des Schusses in seinen Ohren. Obwohl er die Schritte der zurückkehrenden Männer hörte, blieb er liegen. Erst ein derber Tritt in die Seite löste ihn aus seiner Schockstarre. Mühsam rappelte er sich auf und sah in die Gesichter dreier wütender weißer Männer.

»Verdammt Niggerdieb«, brüllte der Älteste von ihnen. Sein wettergegerbtes Gesicht verhieß nichts Gutes. Debe hielt den Atem an. Bewegungslos stand er vor den großen Männern und fürchtete ihren Zorn.

»Was fällt dir ein? Ich hätte gute Lust, dir die Haut abzuziehen und in meinem Haus an die Wand zu nageln!«

»Er hat mit dem Schuss die Löwen verjagt«, beschwerte sich der Zweite. Die Haare unter seinem weiten Krempehut klebten an seinem Kopf, als wären sie nass. »Das war meine letzte Chance, um noch an eine Löwentrophäe zu kommen. Jetzt werde ich wegen dieses Niggers ohne sie nach England zurückkehren müssen! Das werde ich Ihnen berechnen, meine Herren!«

»Nun beruhigen Sie sich doch, Mr Cannister«, beschwichtigte der Dritte, der noch am ruhigsten reagierte. »Die Löwen sind nicht weit! Ich bin sicher, dass Sie heute Abend noch Ihre Chance bekommen werden.«

»Du verdammte kleine Missgeburt«, erregte sich der Älteste erneut. Seine Augen glühten vor Zorn. Sein struppiges, schlohweißes Haar stand in seltsamem Kontrast zu den schwarzen, büscheligen Augenbrauen. Er stieß brutal gegen Debes Brust, sodass der aus dem Gleichgewicht geriet und nach hinten stolperte. »Wir werden ihn abknallen und dann mit seinem Leichnam die Löwen anlocken, die er durch seine Dummheit vertrieben hat!« Tatsächlich hob er sein Gewehr und drückte es Debe auf die zitternde Brust.

»Lass gut sein, Nachtmahr.«

Der Besonnene drückte entschieden den Lauf von Nachtmahrs Gewehr in Richtung Boden, während er den Buschmann interessiert musterte. »Sieh an, ein Buschmann!«, meinte er nachdenklich. »Sprichst du unsere Sprache?«, fragte er zu Debe gewandt.

Immer noch voller Angst nickte dieser.

»Was soll das, Baltkorn?«, murrte der Alte. »Er ist nichts als ein lausiger Negerdieb!«

»Immerhin, er ist ein Buschmann und spricht unsere Sprache«, korrigierte der Mann, den sie Baltkorn nannten, mit einem listigen Zwinkern. Er trat an Debe heran und legte seine Hand auf dessen Schulter. Der Buschmann wusste nicht, was er davon halten sollte. Der Mund des Mannes lächelte freundlich, doch die Augen blieben kalt wie die einer Schlange.

»Gefällt dir das Gewehr?«, fragte er lauernd. Debe nickte zögerlich. »Möchtest du gerne wissen, wie man damit schießt? Ich kann es dir zeigen!« Debe wurde sofort misstrauisch. Eben noch wollten ihn die Männer töten, und jetzt das?

»Natürlich musst du erst etwas für mich tun!« Baltkorn deutete auf den Mann mit den feuchten Haaren.

»Das ist Mister Cannister«, fuhr er fort. »Es war sein Löwe, den du soeben verjagt hast. Jetzt ist der Mann sehr böse auf dich. Dieser hier ...«, er deutete auf Nachtmahr, »will dich sogar töten, weil du sein Gewehr stehlen wolltest!«

Debe sah die Männer furchtsam an. Er zitterte und fürchtete immer noch um sein Leben.

»Ich kann dein Leben retten, wenn du tust, was wir von dir verlangen!« Der Druck auf seine Schulter verstärkte sich. »Führ uns zu den Löwen!«

»Oh nein!« Debe zuckte erschrocken zusammen. »Löwe ist sehr gefährlich! Es gefällt Kauha nicht, Löwe zu jagen! Ich führe Männer nicht zu Löwe!«

»Du kleine Missgeburt! Ich werde dir Beine machen!« Nacht-

mahr holte mit der Faust aus, um ihn ins Gesicht zu schlagen. Doch Balkorn fiel ihm erneut in den Arm.

»Ich mach es auf meine Art, ist das klar?«, raunzte er ihn an. Nachtmahrs dunkle Augen funkelten vor Zorn, doch schließlich ließ er mit grimmigem Blick von ihm ab. Balkorn wandte sich erneut an Debe.

»Du musst den Löwen nicht töten, du sollst uns nur zu ihm führen. Dein Gott ist nicht so mächtig wie Mister Cannister. Er wird dir nicht böse sein. Wer ein Gewehr hat, hat sehr viel Macht! Wenn du tust, was ich dir sage, lehre ich dich mit der Macht umzugehen.«

Debe war hin- und hergerissen. Die Worte des weißen Mannes verwirrten seine Sinne. Was wusste er von Kauha? War der weiße Mann wirklich so mächtig, und konnte er etwas von seiner Macht auch auf ihn übertragen?

Balkorns Stimme klang plötzlich hart wie das Eisen eines Pfeiles. »Wenn du dich weigerst, werden wir dich mitnehmen und ganz allein in einem dunklen Loch einsperren. Du hast die Wahl!«

Debe hatte davon reden gehört, dass die weißen Männer Buschmänner wie ihn einsperren. Und die Verlockung war groß. Er musste nicht lange überlegen.

»Ich führe euch zu Löwen!«, verkündete er entschlossen.

Erster Teil

1924-1925

Neuigkeiten

Mai 1924



»Unverschämter, frecher Affe!«

Jella starrte auf ihre leere Hand, in der sie eben noch ein Butterbrot gehalten hatte. Tatenlos, wenn auch insgeheim amüsiert, musste sie mit ansehen, wie sich der Pavian mit ihrem Essen davonmachte. Sobald er sich in sicherer Entfernung wusste, setzte er sich auf seinen blanken Hintern und bleckte triumphierend die gelben Zähne in ihre Richtung. Es sah aus, als lachte er sie aus. Jella hob drohend den Zeigefinger.

Ihr vierjähriger Neffe Benjamin stand neben ihr und gluckste vor Lachen.

»Sieh nur, Tante Jella, jetzt macht Jacko dich auch noch nach!«

Das Butterbrot im Maul sprang der Affe auf und ab und äffte ihre Drohgebärde nach. Ihre anfängliche Empörung löste sich angesichts der theatralischen Vorstellung des Affen in schallendes Gelächter auf.

»Wir hätten nie erlauben dürfen, dass dieser unverschämte Pavian auf *Owitambe* bleibt!«, prustete sie los. »Irgendwann übernimmt er hier das Regiment. Das dürfen wir nicht zulassen!«

»Aber Jacko muss jetzt nicht weggehen, oder?«, fragte Benjamin und sah sie aus seinen hellblauen Augen groß an. Jella strich dem kleinen Jungen beruhigend über den krausblonden Wuschelkopf.

»Keine Angst, niemand wird Jacko von hier vertreiben, aber

es wird Zeit, dass dein Großvater ihm endlich seine schlechten Manieren abgewöhnt! Er muss lernen, dass er sich nicht einfach nehmen kann, was er gerade will. Erst neulich hat er Großmutter Imeldas neuen Sommerhut ruiniert. Wenn ich nur daran denke, wie er die Kunstblumen genüsslich zerkaut hat ...«

Jella unterbrach ihre Schimpftirade auf den Affen, als sie in der Ferne eine Staubwolke auf die Farm zukommen sah.

»Siehst du, wer da kommt?«, fragte sie ihren kleinen Neffen. Sie kniff die Augen zusammen und blinzelte. Ihre Sehkraft hatte in letzter Zeit etwas nachgelassen, aber sie war noch zu eitel, als dass sie sich mit einer Brille abgefunden hätte.

»Das ist der Bakkie von Onkel Fritz. Hoffentlich hat er mir die Zwillie aus Okahandja mitgebracht!« Benjamin hüpfte aufgeregt auf und ab. »Ich bin nämlich längst alt genug, um schießen zu lernen!«

Die Staubwolke näherte sich rasch, und bald konnte auch Jella den motorisierten Pritschenwagen erkennen. Nach all den langen Jahren klopfte ihr Herz immer noch vor Freude, wenn sie ihren Mann nach längerer Zeit der Trennung wiedersah. Eilig fuhr sie sich mit ihren großen Händen durch das kurz geschnittene, rote Haar, das von feinen Silberfäden durchzogen war, und ging mit Benjamin zum Haus. Der Bakkie rollte auf den Hof und kam zum Stehen. Noch bevor Fritz richtig ausgestiegen war, wurde er von dem kleinen Jungen stürmisch umarmt. Fritz hob seinen Neffen etwas unbeholfen mit seinem Armstumpf auf seinen gesunden Arm und wirbelte ihn durch die Luft. Als er ihn schließlich absetzte, forderte er ihn auf, rasch seine Mutter zu holen. Als sie endlich allein waren, zwinkerte er Jella gut gelaunt zu.

»Ich habe gehört, dass die Menschen dieser Farm einige wichtige Waren benötigen. Wenn Sie bereit sind, meine Preise zu zahlen, dann kann ich Ihnen mit Mehl, Zucker, Kaffee, neuem Stoff ... oder einem Kuss aushelfen.«

»Ich weiß gar nicht mehr, was das ist!« Jella ging auf sein Spiel ein und gab die Beleidigte. »Ich hatte mich gerade an den Gedanken gewöhnt, alleine zu leben! Du kannst also gleich wieder gehen!« Ihre strahlenden Augen strafte ihre Worte Lügen. Als Fritz sie in den Arm nahm, gab sie ihren Widerstand sofort auf und erwiderte seinen zärtlichen Begrüßungskuss.

»Hast du die Medikamente und den Narkotisirerapparat bekommen?«, fragte sie schließlich.

»Alles hinten auf der Ladefläche.«

»Wieso kommst du so spät? Wir hatten dich alle früher hier erwartet! Du hättest uns wenigstens anfunken können!«

»Das habe ich ja versucht«, stöhnte Fritz und verdrehte genervt die Augen, »aber ich bin nicht durchgekommen. Ich fürchte, dass unser Empfänger mal wieder den Geist aufgegeben hat. Der neue Narkotisirerapparat ist erst gestern in Windhuk eingetroffen. Das war der Grund für meine Verspätung.«

»Wie war es in Etosha?«, erkundigte sich Jella. »Habt ihr die Wilderer stellen können?«

»Leider nicht!« Fritz verzog ärgerlich sein Gesicht und rieb sich seinen Armstumpf. »Irgendjemand muss die Schurken gewarnt haben. Wir waren ganz sicher, dass wir sie dieses Mal erwischen würden, aber dann sind sie doch nicht erschienen. Ich werde den dringenden Verdacht nicht los, dass einer unserer eigenen Männer ein Verräter ist.«

»Das ist eine ungeheuerliche Anschuldigung, findest du nicht auch? Ich dachte immer, du könntest deinen Männern blind vertrauen.«

Fritz zuckte mit den Schultern. Plötzlich wirkte er ziemlich müde und abgespannt. »Das habe ich auch immer gedacht. Aber unsere Wildhüter werden von der Verwaltung viel zu schlecht bezahlt. Man kann es ihnen nicht einmal übel nehmen, wenn sie sich noch etwas Geld durch das Ausplaudern von Informationen dazuverdienen. Unser Informant von der Walfischbay

war sich ganz sicher, dass die Wilderer eine neue Lieferung aus dem geheimen Elfenbeinversteck holen würden. Seitdem wir das Lager kürzlich entdeckt hatten, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis wir die Männer schnappen. Niemand außer uns sechs wusste davon. Es muss eine undichte Stelle geben!«

»Das tut mir leid! Du hast so viel Energie in diese Aktion gesteckt. Nun komm erst mal mit ins Haus!« Jella strich Fritz zärtlich über den Arm. »Teresa hat Apfelkuchen gebacken. Das wird deine Stimmung sicherlich rasch wieder heben.«

»Einen Moment noch! Ich habe noch etwas Wichtiges vergessen.« Er zog aus dem Führerhaus des Bakkie einen Brief und wedelte vielsagend damit herum.

»Von Raffael?«, rief Jella. »Endlich! Sonja wartet schon so lange auf eine Nachricht von ihm. Wir müssen dafür sorgen, dass sie ihn sofort bekommt!«

»Deshalb habe ich Benni ja auch losgeschickt.«

Wenige Augenblicke später trat Sonja aus der Tür des kleinen Hauses, das sie gemeinsam mit ihrem Sohn bewohnte. Sie war eine hübsche junge Frau mit weizengelben Haaren und sanft dreinblickenden graublauen Augen.

Derzeit lebten drei Generationen auf *Owitambe*. Großvater Johannes mit seiner Himbafrau Sarah, seine Tochter Jella mit ihrem Mann Fritz und eben Sonja, die Frau von Johannes' Sohn Raffael, mit ihrem Sohn Benjamin.

Fritz überreichte Benjamins Mutter den Brief, worauf ihr fein geschnittenes Gesicht zu strahlen begann.

»Vielen Dank!« Sonja errötete leicht, als sie den Umschlag ungeöffnet in ihre Schürzentasche steckte.

»Willst du ihn nicht gleich aufmachen?«, drängelte Jella. Geduld war noch nie ihre Stärke gewesen.

»Lass sie doch«, tadelte Fritz. »Sonja möchte den Brief sicherlich in Ruhe lesen.«

»Ich will ja nur wissen, wie es meinem Bruder im fernen Eng-

land ergeht! Schließlich ist er schon lange genug fort, und seit Monaten haben wir überhaupt nichts von ihm gehört.«

»Ich werde euch bald berichten«, versprach Sonja hastig. »Es ist nur ...« Sie schluckte. »Ich habe Angst, dass er seine Rückkehr erneut um ein halbes Jahr verschiebt.«

»Oh!«

Jella wurde erst jetzt die Tragweite ihrer Taktlosigkeit bewusst. »Ich wusste ja nicht ... ähm ... Selbstverständlich lassen wir dich nun in Ruhe. Du kannst ja später zu uns stoßen. Ach, Benni, willst du nicht mit uns kommen und schon mal ein Stück Apfelkuchen essen? Nun komm schon, Fritz!«

Fritz lachte. Er liebte Jella gerade wegen ihrer Direktheit. Obwohl seine Frau die vierzig schon längst überschritten hatte, war sie immer noch so impulsiv und undiplomatisch wie in ihrer Jugend. Er hakte ihren Arm bei sich ein und steuerte mit ihr und Benni zu der Veranda, auf die mittlerweile auch Jellas Vater getreten war.



»Wann kommt Ricky uns denn endlich wieder einmal besuchen?«, fragte Johannes, während er sich die letzten Kuchenkrümel von seinem unrasierten Kinn wischte. Der Duft von Kaffee und frisch gebackenem Kuchen hing noch in der Luft. Der alte Mann vermisste seine älteste Enkelin von allen Familienmitgliedern am meisten. »Ist sie glücklich in Windhuk? In ihrem letzten Brief wirkte sie recht einsilbig.«

»Das kommt dir nur so vor«, beschwichtigte ihn Jella und schenkte ihrem Vater noch eine Tasse frisch aufgebrihten Kaffee ein. »Ricky macht eine Ausbildung zur Gesangs- und Musiklehrerin. Das entspricht genau ihren Neigungen.«

»Wen soll sie denn hier in Südwestafrika schon unterrichten?«, knurrte Johannes. »Alles wird darauf hinauslaufen, dass sie den Gören hier das Alphabet nahebringt. Seit es kaum noch Deut-

sche in Südwestafrika gibt, macht doch keiner mehr Musik. Die Buren sind doch allesamt unmusikalisch.« Er steigerte sich weiter in seinen Unmut hinein. »Das Kind ist für diese Provinz viel zu talentiert. Sie gehört auf die großen Bühnen dieser Welt. Sie bewegt sich anmutig wie ein Schwan und singt wie eine Nachtigall. Ihr Problem ist nur, dass niemand von euch das sehen will!«

»Ach Vater, hör doch damit auf!«, protestierte Jella ungehalten. »Du hast unserer Tochter schon viel zu viele Flausen in den Kopf gesetzt. Am Ende glaubt sie den Unsinn noch selber. Überhaupt! Wie stellst du dir das denn vor? Sie ist noch ein Kind, noch nicht einmal mündig. Sollen wir sie etwa allein nach Europa schicken? Ich weiß, wie gefährlich es dort für ein junges Mädchen sein kann. Ganz abgesehen davon, dass wir uns das gar nicht leisten können. Ich finde es schon sehr fahrlässig von uns, dass wir sie so viel Musik nebenbei studieren lassen, obwohl das eine nahezu brotlose Arbeit ist. Sie hätte das Zeug zu ganz anderen Dingen gehabt.«

»Ja, ja, ich weiß«, konterte Johannes übellaunig. »Du wolltest immer, dass sie Medizin studiert und eine richtige Ärztin wird. Aber dafür eignet sich unsere Ricky nicht.«

Die Stimmung an der Kaffeetafel drohte plötzlich zu kippen. Jellas und Raffaels Vater wurde in den letzten Jahren immer eigenwilliger und schwieriger. Er nörgelte an allem herum, entzog sich immer öfter der Gemeinschaft und brauste leicht auf. Nur seine beiden Enkel Ricky und Benjamin genossen seine ungeteilte Zuneigung.

Zum Glück gesellte sich Sonja nun zu ihnen. Sie hatte sich ein frisches Kleid übergezogen und strahlte von innen heraus.

»Stellt euch nur vor«, meinte sie voller Stolz. »Raffael hat sein Examen als Barrister bestanden. Er ist sogar als Jahrgangsbester ausgezeichnet worden.«

Alle bei Tisch freuten sich und gratulierten Sonja.

»Respekt! Das schaffen nicht viele«, meinte Fritz anerken-

nend. »Ich empfand es schon als eine außerordentliche Leistung, als er damals in London an der juristischen Fakultät ›Inner Temple‹ überhaupt aufgenommen wurde. Ein Abschluss an dieser Universität, noch dazu ein hervorragender, wird ihm alle Türen und Tore öffnen! Wird er euch nach London nachholen?«

Sonja zuckte mit den Schultern. »Davon schreibt er nichts«, gab sie etwas kleinlaut zu, »aber er wird mit dem nächsten Schiff zurück nach *Owitambe* kommen. Der Brief war lange unterwegs. Wer weiß, vielleicht kommt er schon in den nächsten Tagen!«

»Endlich mal eine gute Nachricht!«, gab sich nun sogar Johannes wieder versöhnlich. Er hatte immer noch Schwierigkeiten zu akzeptieren, dass sein Sohn sich nicht für die Farm, sondern für ein Jurastudium entschieden hatte. Obwohl Jella und Fritz, nachdem sie vor einigen Jahren wieder aus Indien zurückgekehrt waren, mit viel Energie *Owitambe* aus seinem Dornröschenschlaf geweckt und daraus eine ertragreiche Farm gemacht hatten, hatte er sich nur mürrisch damit abgefunden.

»Aber das ist ja wunderbar. Wir müssen unbedingt Telegramme nach Windhuk und Okakarara schicken und Ricky und Imelda und Rajiv benachrichtigen«, schlug Jella begeistert vor. »Sie müssen einfach alle kommen. Es wird herrlich werden! Endlich ist mal wieder etwas los auf *Owitambe*!«



Raffaels bevorstehende Ankunft brachte Leben auf die Farm. Alle stürzten sich voller Eifer in die Vorbereitungen zu dem Willkommensfest, bei dem sich nach langer Zeit wieder einmal alle Familienmitglieder treffen würden. Fritz und sein Vorarbeiter Matteus beschlossen, ein Schwein zu schlachten, das die Frauen zerlegen und daraus Blut- und Leberwürste, Schinken und Bratfleisch machen sollten. Fritz' Mutter Imelda und ihr zweiter Ehemann Rajiv bestanden darauf, aus ihrem Kolonialwaren-

laden ein Fass Bier beizusteuern. Teresa musste Brot und Kuchen backen, und Sarah brachte frisches Gemüse und Salat aus ihrem Garten. Jellas Halbbruder Raffael war vor beinahe vier Jahren allein nach London aufgebrochen, um dort ein Jurastudium zu beginnen. Die Aufnahme in die Eliteuniversität »Inner Temple« war für ihn als Mischling eine besondere Ehre gewesen. Mit seinem nun erworbenen Examen als Barrister hatte er eine Zulassung an allen englischen Obergerichten erworben und somit auch eine Anwaltszulassung in Südafrika und seiner unter südafrikanischem Mandat stehenden Heimat Südwestafrika. Das war auch der Grund gewesen, weshalb er nicht in Berlin, der Heimat seines Vaters Johannes, studiert hatte. Ein deutsches Examen wäre hier in Afrika niemals anerkannt worden.

Fritz hatte inzwischen das Funkgerät wieder repariert und herausgefunden, dass das Dampfschiff aus Europa schon am übernächsten Tag in der Walfischbay ankommen würde. Raffael hatte sich kurz darauf ebenfalls per Telegramm gemeldet und ihnen mitgeteilt, dass er noch einen kurzen Zwischenstopp in Windhuk einlegen werde, bevor er nach Hause käme. Kurz entschlossen hatte Fritz Sonja und ihrem Sohn angeboten, sie im Bakkie nach Windhuk zu bringen, um Raffael am Bahnhof zu überraschen. Gleichzeitig wollten sie Ricky abholen und mit auf die Farm bringen. Jella war das nur recht. Auf diese Weise gewann sie etwas Zeit, um sich um das Einräumen der mitgebrachten Medikamente zu kümmern und den neuen Äthernarkoseapparat näher in Augenschein zu nehmen. Auf diese neue Errungenschaft freute sie sich ganz besonders. Immer wieder war es erforderlich, kleinere und manchmal auch schwierigere Operationen in ihrem kleinen Lazarett durchzuführen. Oft reichte die Zeit nicht, um die Patienten in ein richtiges Krankenhaus zu bringen. Sie hatte immer ein ungutes Gefühl dabei gehabt, nicht weil sie sich vor den Eingriffen selbst fürchtete, sondern weil sie vor den Folgen der Narkose äußersten Respekt

hatte. Ohne eine richtige Dosierungsmöglichkeit des Äthers lief sie Gefahr, dass der Patient zu wenig oder zu stark betäubt wurde. Hinzu kam, dass manchen Patienten während der Narkose die Zunge nach hinten klappte und sie keine Luft mehr bekamen. Vor noch gar nicht langer Zeit wäre ihr um ein Haar ein Patient auf dem Operationstisch erstickt, wenn es ihr nicht mit dem Ende eines Löffels gelungen wäre, die Zunge beiseitezuschieben, um die Atemwege wieder freizubekommen. Fritz hatte ihr danach dringend geraten, sich einen der neumodischen Äthernarkotiserapparate sowie einige andere Hilfsgeräte für die Anästhesie zu beschaffen. Der bewährte Ombredanne-Inhalator war sowohl handlich als auch äußerst leicht einzusetzen. Er bestand aus einer etwa zwanzig Zentimeter großen Metallkugel, die mit Gaze gefüllt war. Daran war auf der einen Seite ein Luftbehälter aus einer Schweinsblase befestigt, während sich auf der anderen Seite der Kugel eine Gesichtsmaske mit einer Gummidichtung befand. Die Kugel selbst wurde mit Äther befüllt. Eine Kontrollröhre mit einem Zeiger gab genau an, wie viel von dem Narkosemittel der Patient über die Gesichtsmaske inhalierte. Um das Zurückfallen der Zunge zu verhindern, hatte Jella sich eine praktische Zungenzange bestellt. Eine andere Zange, die »Rose'sche Mundsperrre«, sollte verhindern, dass der Patient seine Zähne während des Wegdämmerns zu fest zusammenpresste. Die geschlossenen Enden der Zange liefen in einem Keil aus, den man zwischen die Zahnreihen schieben konnte. Durch das Zusammendrücken des Handgriffs wurden die Keile auseinandergespreizt und öffneten so den Mund. Das war bei längeren Operationen wichtig, wenn es nötig war, den Kranken zu intubieren. Dafür hatte Jella sich mehrere Tuben kommen lassen sowie ein u-förmiges Laryngoskop, um die Luftschläuche behutsam in die Luftröhre bugsieren zu können. Das war die sicherste Methode, um die oberen und tieferen Atemwege frei zu halten.

Jella sah sich zufrieden in ihrem kleinen Reich um. Im Laufe der Jahre hatte sich aus der Arztpraxis eine richtige kleine Klinik entwickelt. Neben einem Behandlungsraum gab es noch ein kleines Labor, einen eigenen Operationsraum mit einer hellen, verstellbaren Deckenlampe sowie zwei Krankenzimmer, in denen sie schwerkranke Patienten unterbringen konnte. Ohne die Unterstützung von Fritz und ihrer zukünftigen Schwägerin Sonja wäre das alles nicht entstanden. Sorgfältig begann sie nun mit dem Einräumen der neu eingetroffenen Medikamente. Neben den Schmerzmitteln Aspirin und Pantopan hatte sie auch Morphin geordert, das sie sofort in dem verschließbaren Schrank unterbrachte, ebenso wie die Schlafmittel Allonal, das Herzmedikament Digalen und Ephedrin, von dem sie sich Linderung für den Buschmann Bô erhoffte, der unter asthmaartigen Hustenanfällen litt.

»Ich sollte mal wieder nach Nakeshi sehen«, schoss es ihr sogleich durch den Kopf. Mit der Buschmannfrau verband sie seit vielen Jahren eine kaum zu erklärende Seelenverwandtschaft. Nakeshi nannte sie »Sternenschwester«, und tatsächlich war die aus einem so ganz anderen Kulturkreis kommende Buschmannfrau ihr in vielen Dingen näher als jede hellhäutige Freundin. Wie es ihr wohl gehen mochte? Ihre Gruppe war schon lange nicht mehr in der Gegend gewesen. Hoffentlich waren sie alle wohlauf. In den letzten Jahren hatte sich vieles geändert. Seitdem die Buren und Südafrikaner in Südwestafrika das Sagen hatten, hatten sich die Rassenunterschiede im Land noch wesentlich verschärft – und am Ende der unmenschlichen Werteskala standen die Buschmänner, die sowohl den weißen Farmern als auch den Ovambo, Herero und Damarra ein Dorn im Auge waren, weil sie sich nicht an die neu geschaffenen Grenzen hielten. Seit Tausenden von Jahren zogen die Buschmänner durch die Savanne und jagten und sammelten das, was sie notwendigerweise zum Leben brauchten. Sie kannten kein Ei-

gentum und hatten deshalb auch gar keine Vorstellung davon, was es für die Farmer bedeutete, wenn sie hin und wieder ihr Vieh jagten oder sich für einige Zeit auf ihrem Land niederließen. Für manche Farmer waren die Buschmänner deshalb wie Freiwild. Wenn sie nicht schnell genug von ihrem Land verschwanden, zögerten sie nicht, sie selbst mit Waffengewalt zu verjagen. Andere missbrauchten die gutgläubigen Buschmänner als billige Zwangsarbeiter. Sie köderten sie erst mit einem angenehmen Leben und schenkten ihnen Alkohol. Sobald sie davon abhängig waren, zwangen sie sie, für einen Hungerlohn bei ihnen zu arbeiten.

Wo das noch hinführen sollte! Jella seufzte. Sie verschloss den Medikamentenschrank und steckte den Schlüssel in ihre Hosentasche. Seit einiger Zeit hatte sie sich angewöhnt, Hosen zu tragen. Sie waren praktischer und bequemer als die langen Röcke.

Ob es sich wohl lohnte, die wichtigsten Krankenakten noch einmal durchzusehen? Viel Lust hatte sie dazu nicht, denn es gab noch genügend für die vielen Gäste vorzubereiten. Allerdings ging das Wohl ihrer Patienten vor.

Auf dem Weg zu ihrem Schreibtisch fiel ihr Blick durch das kleine Fenster neben der Tür. Dort entdeckte sie eine unbekannte Schwarze. Sie schien aus keinem der umliegenden Dörfer zu stammen. Die Frau wirkte ratlos und traute sich augenscheinlich nicht, ins Haus zu treten. Jella beschloss, die Krankenakten liegen zu lassen und nachzusehen. Die Fremde erschrak, als sie Jella so unvermittelt aus der Tür treten sah. Einen kleinen Augenblick lang dachte sie, dass sie vor ihr davonlaufen wollte. Sie war keine Herero, sondern schien aus einem Ovambodorf von weiter her zu sein.

»Owe uya po! – Willkommen«, begrüßte Jella sie auf oshivambo.

»Ou li tutu nawa? – Wie geht's?«

»Wa aluka – Hallo«, antwortete die Frau zögernd. Sie wagte offensichtlich nicht, ihr in die Augen zu sehen. Jella hatte das schon oft erlebt. Viele ihrer Patienten, vor allem, wenn sie von abgelegenen Orten kamen, sahen in ihr eine mächtige Medizinfrau, die durch ihren Blick heilen, aber auch verfluchen konnte. Die anfänglichen Versuche, den Menschen zu erklären, dass sie über keinerlei Zauber verfügte, hatte sie längst aufgegeben. Für die Afrikaner bedeutete eine Heilung, dass der Arzt die Geister der Ahnen beschwichtigte und so das Leid von den Kranken nehmen konnte. Was sollte sie gegen diesen Aberglauben auch ankämpfen? Oft unterstützte ihr Glaube sogar den Heilungsprozess.

»Kann ich dir helfen?«, drang Jella behutsam vor. Die Ovambofrau war vielleicht dreißig Jahre alt. Ihr fehlte ein Schneidezahn, und sie hatte offensichtlich vor noch gar nicht langer Zeit ein Baby entbunden, denn ihre Brüste waren prall gefüllt und voller Milch. Da sie das Kleine nicht bei sich trug, vermutete Jella, dass das Kind einige Tage nach der Geburt gestorben war.

»Schmerzen deine Brüste?«, fragte sie mitfühlend. »Wenn du willst, kann ich dir eine Salbe geben. Davon geht auch der Milchfluss zurück.«

Die Frau bedeckte angstvoll ihre nackten Brüste.

»Nein! Ich will keine Medizin! Ich brauche die Milch noch!«

»Dann lebt dein Baby?«

Jella sah sich suchend um. Offensichtlich war die Frau aber allein gekommen. Normalerweise trugen afrikanische Mütter ihre Kinder immer bei sich. Die Augen der Ovambo flackerten vor Angst, bevor sie zaghaft antwortete.

»Ich habe es versteckt!«, flüsterte sie.

»Aber warum, um Gottes willen? Hast du Angst, dass deinem Kind etwas geschieht? Hol es! Hier ist es in Sicherheit!«

Jella drängte die Frau. Schließlich lebte sie lange genug in der Wildnis, um zu wissen, dass selbst nahe am Haus immer wieder Schakale oder sogar größere Wildtiere ihr Unwesen tri-

ben und ein so wehrloses Geschöpf als willkommene Beute betrachten würden.

»Mein Kind ist verflucht!«

Die Frau sah sich mehrfach um, so als würde sie verfolgt.

»Niemand hier wird deinem Kind etwas antun!«, versprach Jella nochmals. »Es steht unter meinem Schutz!«

Sie richtete sich zu ihrer ganzen Größe auf und versuchte ein ernst zu nehmendes Gesicht zu machen. Das mochte zwar etwas großspurig wirken, aber sie hoffte, dass ihr Gebaren die Frau beruhigen würde. Unter dem Schutz einer Medizinfrau zu stehen bedeutete diesen Menschen viel. Vermutlich war mit dem Kind etwas nicht in Ordnung. Vielleicht war es behindert. In vielen Stämmen bedeutete eine Behinderung einen Fluch.

»Wenn dein Kind krank ist, dann bist du hier genau richtig. Ich sehe es mir gerne an. Vielleicht kann ich ihm helfen.«

Die Frau schüttelte betrübt den Kopf. »Mein Sohn ist gesund«, versicherte sie, »er braucht keine Medizin.«

»Ich kann den Fluch von ihm nehmen«, behauptete Jella.

Die Frau wich ängstlich zurück. »Das sagt der Sangoma in meinem Dorf auch. Er sagt, dass wir Nuru zu den Ahnen geben müssen, sonst wird eine schreckliche Krankheit über das ganze Dorf kommen.«

Jella raufte sich innerlich die Haare. Immer wieder wurde sie vor die Situation gestellt, sich gegen die barbarischen Sitten der Medizinmänner behaupten zu müssen. Dabei war es nicht so, dass sie die Heilkundigen der Stämme nicht achtete. Im Gegenteil. Einige von ihnen waren wirklich erstaunliche Heiler und verfügten über ein enormes pflanzenkundliches und psychologisches Wissen, um das sie sie beneidete. Allerdings gab es, wie unter Ärzten auch, Scharlatane, die ihre Stellung missbrauchten und für ihre eigenen Machtinteressen nutzten. Sie wusste, dass sie nun behutsam, aber auch entschieden vorgehen musste.

»Bring mir deinen Sohn, dann kann ich sehen, ob der Me-

dizinmann in deinem Dorf recht hat!«, befahl sie mit strenger Miene.

»Der fremde Sangoma ist sehr mächtig«, sagte die Frau mit angstvoller Stimme. »Er hat schon einige von meinem Stamm verflucht. Sangoma sagt, wenn wir ihm unseren Sohn nicht geben, wird er großes Unglück über den ganzen Stamm bringen. Aber ich will nicht. Nuru ist mein einziges lebendes Kind. Er ist meine Zukunft! Du musst mir helfen, Madam!« Sie sah sie aus tränenglänzenden Augen an. Ihre Verzweiflung war fast greifbar.

»Bring den kleinen Nuru zu mir«, wiederholte Jella mit sanfter, eindringlicher Stimme. »Ich werde ihn mir ansehen, und dann überlegen wir, was wir tun können. Weiß dein Mann, dass du hier bist?«

Die Ovambo schüttelte verbittert den Kopf.

»Er denkt wie Sangoma. Nuru muss sterben, sagt er. Alle in meinem Dorf sind gegen mich!«

Ihre Verzweiflung brach sich nun endgültig ihren Weg, und sie begann leise zu weinen. Jella legte tröstend den Arm um sie und versuchte die Frau zu beruhigen. Und dennoch musste sie noch lange auf sie einreden, bevor sie endlich bereit war, das Baby zu holen. Als sie schließlich aus einem kleinen Waldstück trat, hatte sie ihr Kind der Tradition gemäß auf den Rücken gebunden. Allerdings war es unter dem großen Tuch nicht zu sehen.

»Darf ich?« Jella schob vorsichtig das Tuch beiseite und entblößte das Gesicht des etwa drei Monate alten Jungen. Der Kleine schlief und schien auf den ersten Blick gesund zu sein. Außergewöhnlich war allerdings seine äußerst helle Haut. Selbst seine gekräuselten Haare waren von einem hellen Blond. Als er unvermittelt aufwachte und sie mit roten Augen verwundert ansah, wusste Jella, weshalb sich alle vor dem kleinen Kerl fürchteten.

Nuru war ein Albino!

Das Phänomen war ihr wohlbekannt. Albinos kamen immer wieder vor. Sie waren eine Laune der Natur, wenn auch eine

relativ seltene. In der Wildnis hatten Lebewesen, die Störungen in der Bildung von Farbstoffen aufwiesen, meist keine Überlebenschance, weil sie durch ihr helles Aussehen zu sehr aus ihrer Umgebung hervorstachen und deshalb leicht Opfer anderer Tiere wurden. Bei Menschen hingegen hätte man meinen sollen, dass die Toleranz größer gewesen wäre. Mit Verstand und Einsicht gesegnet hätten sie fähig sein müssen, sich über derartige Launen hinwegzusetzen und die Andersartigkeit zu akzeptieren. Doch genau in dieser Hinsicht versagten viele ihrer Spezies kläglich. Jella musste an ihre Jugend in Berlin denken, wo es üblich gewesen war, auf den Jahrmärkten allerlei kuriose, lebendige Missgestalten auszustellen. Kleinwüchsige, Riesen, Krüppel, Hautkranke oder Menschen exotischer Völker wurden wie Tiere gehalten und zur Schau gestellt. Ein Albino hätte dort sicherlich auch seinen Platz gefunden. Warum sollte das in Afrika anders sein? Allerdings entsetzte sie der Gedanke, was der Mediziner mit dem Albino anstellen wollte. So mancher Einheimische hatte ihr schon erzählt, dass man aus den Organen von frisch getöteten Albinos mächtige Medizin herstellen konnte. Allein die Vorstellung ließ Jella schaudern. Vermutlich ging es dem Sangoma hauptsächlich um seinen Einfluss auf das Dorf. Wenn es ihm gelang, eine Mutter dazu zu bewegen, ihr eigenes Kind herzugeben, stärkte das seine Macht. Dieses perfide Spiel durfte sie unter keinen Umständen zulassen. Sie würde mit all der ihr zur Verfügung stehenden Kraft gegen solche Barbarei ankämpfen. Dieses Kind und seine Mutter mussten vor der Willkür dieses Mediziners geschützt werden!

»Du hast einen hübschen Sohn«, meinte sie entschlossen zu der Ovambo. »Er wird einmal zu einem kräftigen jungen Mann heranwachsen und eine Freude für seine Mutter sein.«

Auf dem Gesicht der Frau erstrahlte zum ersten Mal ein stolzes Lächeln.

»Ihr zwei könnt erst einmal hierbleiben. Setz dich auf die

Bank vor der Klinik, und warte auf mich. Ich sage Teresa Bescheid, damit sie sich um euch kümmert. Wenn du uns hier auf der Farm etwas zur Hand gehst, kannst du vorläufig bleiben. Sobald ich Zeit habe, werde ich in dein Dorf gehen und mit dem Sangoma und deinem Mann reden.«

Die Ovambofrau nahm Jellas Hände und drückte sie an ihr Herz.

»Saburi wird dir immer dankbar sein«, versicherte sie aufrichtig. Rein zufällig entdeckte Jella, dass die Frau ein eitriges Ekzem am Unterarm hatte.

»Darf ich mal sehen?«

Sie wartete die Antwort nicht ab, sondern drehte den Arm vorsichtig in ihre Richtung. Saburi verzog dabei vor Schmerz das Gesicht. Jella sog Luft ein. Das Ekzem war etwa taubenei-groß und an den Rändern unnatürlich gerötet. Auf seiner Wölbung war es aufgeplatzt und schmutzig gelber Eiter drang daraus hervor. Bei genauem Hinsehen erkannte Jella kleine, weiße Maden, die aus der Wunde krochen.

»Du musst sofort mit mir in mein Behandlungszimmer kommen!«, befahl sie und schob Saburi in Richtung Tür. »Ich muss die Wunde unbedingt behandeln.«

Saburis Augen weiteten sich erneut vor Angst. Jella beruhigte sie.

»Es wird nicht lange wehtun. Ich werde ganz vorsichtig die Wunde mit meinem Messer öffnen und den Eiter entfernen. Hast du dich irgendwo verletzt?«

Saburi sah Jella entsetzt an und schüttelte dann vehement den Kopf. »Ich habe mich nicht verletzt. Das muss der Fluch des Sangoma sein! Er wird mich töten, wenn ich ihm Nuru nicht zurückbringe.«

Sie wollte sich von ihr lösen, doch Jella hielt sie fest.

»Wenn ich nicht sofort schneide, wird dein ganzer Arm krank, und dann wirst du sterben.«

»Das ist der Fluch des Sangoma«, wiederholte Saburi nochmals leise.

»Unsinn«, widersprach Jella energisch. »Wahrscheinlich hat dich ein Moskito gestochen, und der Stich hat sich entzündet. So etwas geschieht immer wieder. Nun komm schon!«

Nur widerwillig ließ sich Saburi in das Innere des Gebäudes führen. Jella drückte sie auf einen Hocker und legte den Arm auf den Behandlungstisch. Dann rührte sie ein leichtes Schmerzmittel an und befahl der Frau, es zu trinken. Sie achtete darauf, dass es nur leicht wirkte, um Nuru zu schützen, der ja schließlich ihre Milch trank. Dann reinigte sie sorgfältig die Umgebung der Wunde mit Karbolsäure, bevor sie den Arm durch einen selbst entwickelten Sichtschutz vor den Augen ihrer Patientin verbarg. Saburi sollte nicht mit ansehen, wie sie ihr Skalpell zückte, um das Ekzem zu entfernen.

»Erzähl mir von deinem Dorf und deinem Leben«, forderte sie die Ovambofrau auf. Um unvorhergesehene Bewegungen zu verhindern, musste sie versuchen, sie von dem Eingriff abzulenken. Normalerweise hielt Sonja bei solch kleinen Eingriffen die Patienten fest, aber die war ja gerade nicht da. Während Saburi stockend von ihrem Dorf erzählte, das über zwei Tagesreisen von *Owitambe* entfernt lag, verrichtete Jella in Ruhe ihr Werk. Sie musste fast bis zum Knochen schneiden, um das eitriges Gewebe zu entfernen. Sorgfältig achtete sie darauf, dass sie nichts übersah. Danach reinigte sie die Wunde nochmals mit Karbolsäure und nähte sie zu. Eine halbe Stunde später war der Arm ordentlich versorgt und verbunden. Vorsorglich gab sie Saburi noch etwas von dem Schmerzmittel und brachte sie in das Patientenzimmer.

»Teresa wird dir gleich etwas zu essen bringen«, versprach sie der Ovambo. »Du kannst dich so lange mit deinem Sohn auf eines der Betten legen.«

Zukunftspläne



Valentin Reuter saß mit leicht geschlossenen Augen im Zuschauerraum und lauschte fast mit Wehmut Riccarda van Houtens Gesangsvortrag. Seine feingliedrigen Finger begleiteten mit leichtem Schweben die Musik. Der junge Komponist und Dirigent hatte zum ersten Mal, seit er sich in Windhuk niedergelassen hatte, eine vielversprechende Schülerin. Nur schade, dass er sie schon bald wieder verlieren würde. Er hatte eine lukrative Anstellung in Berlin gefunden, wo er an einem renommierten Theater als Orchesterleiter wirken konnte. Man hatte ihm sogar eigene Arrangements in Aussicht gestellt. Eine solche Chance vergab man nicht, auch wenn er sich überdies auch noch in die junge Frau verliebt hatte. Valentin war ein eher schüchterner Mann, dem es schwerfiel, über seine Gefühle zu reden. Viel eher gelang es ihm da schon, sich über die Musik auszudrücken. Er öffnete die Augen und beobachtete fasziniert, wie Riccarda allmählich an Selbstsicherheit gewann. Es war ihr erster Auftritt vor einem größeren Publikum, doch von dem Lampenfieber, das sie vor wenigen Minuten noch fast um den Verstand gebracht hatte, war nun nichts mehr zu spüren. Ihre Stimme hallte leicht und klar durch den Festsaal, jubelte und verlor sich dann wieder in Tiefsinnigkeit. In den tieferen und mittleren Stimmlagen hatte sie ein weiches Timbre, das Valentin berührte und zugleich erregte. In den höheren Stimmlagen dagegen wurde die Stimme leicht, beweglich, fast verspielt und zart. Umso erstaunlicher fand er die große Strahlkraft, die sie in der höchst-

ten Lage entwickelte und die sie zu einer wahrhaft begabten Koloratursopranistin machte.

Riccarda hatte sich nicht davon abbringen lassen, einen Liedzyklus von Robert Schumann vorzutragen. Als ihr Klavier- und Gesangslehrer hatte Reuter ihr davon abgeraten, denn der Zyklus »Frauenliebe und -leben« verlangte von der Interpretin große Empathie und viel Einfühlungsvermögen; beides forderte sehr viel Kraft. Es war nicht so, dass er ihr selbiges nicht zugetraut hätte, aber Riccarda hatte kaum Bühnenerfahrung, und Valentin fürchtete, dass ihre Stimme kippen könnte. Immerhin musste sie innerhalb einer halben Stunde in acht Liedern den Lebensweg einer Frau von der ersten Liebe bis zum Tod ihres Mannes wiedergeben. Doch seine Befürchtungen blieben unbegründet. Trotz ihrer Jugend und Unerfahrenheit gelang es Riccarda, die Zuschauer mitzureißen. Im Publikum saßen einige Honoratioren aus der Stadt, darunter auch der Direktor der Oberrealschule, höhere Protektoratsbeamte und sogar Ratsmitglieder. Gebannt lauschten sie dem Vortrag der Sängerin, die voller Emotionen den Zuhörern den Eindruck vermittelte, als hätte sie dieses Leben selbst durchlebt. Die Leichtigkeit des ersten Verliebtheits war wie ein Hüpfen und Tirilieren. Dem folgte bange Hoffnung, schwelgerische Verliebtheit und schließlich tiefe Freude über den Heiratsantrag. Dem Eheglück und dem erfüllten Muttersein folgte schließlich der unfassbare Tod des geliebten Mannes. Riccardas Stimme war erfüllt von Trauer und Verzweiflung, als sie den Zyklus mit diesem letzten Lied beendete. Im Festsaal herrschte für einen Moment betroffenes Schweigen, bevor sich der Beifall wie ein donnerndes Brausen in den Saal ergoss. Die Anspannung der Sängerin löste sich, und sie verbeugte sich mit einem charmanten Lächeln. Valentin hielt es nun auch nicht mehr auf seinem Stuhl. Wie einige andere im Publikum auch sprang er auf und klatschte

begeistert. Stolz und Bewunderung funkelten aus seinen Augen. Er musste sich glücklich schätzen, diese Begabung fördern zu dürfen. In der jungen Frau steckte weit mehr als nur eine Musiklehrerin. Sie sollte ihr Talent auf keinen Fall in der Provinz verschleudern!

Nach dem ausgiebigen Beifall zog sich das Publikum in das angrenzende Foyer zurück, in dem noch ein kleinerer Imbiss serviert wurde. Valentin Reuter nutzte die Gelegenheit, seine Schülerin zu beglückwünschen.

»Fräulein van Houten, heute sind Sie über sich selbst hinausgewachsen!«

Riccarda strahlte vor Freude über das Lob, doch gleich darauf wurde sie wieder ernst. Sie wusste, dass er sehr kritisch sein konnte und nie ohne Einschränkungen lobte. Ihre bernsteinfarbenen Augen suchten nach verborgener Kritik. Doch er hob beschwichtigend seine Arme und lachte nun auch.

»Keine Angst«, meinte er. »Heute habe ich überhaupt nichts auszusetzen, Fräulein van Houten. Selbst die hohen Stimm-lagen haben Sie bravourös gemeistert. Allerdings gehören Sie nicht auf solch eine Bühne ...« Er deutete etwas abfällig auf den kleinen Festsaal.

»Sehen Sie, nun kommt doch noch Kritik«, schmolte Riccarda gekränkt. »Bestimmt sind Sie der Meinung, dass meine Stimme den Raum nicht gefüllt hat. Vielleicht stimmt das ja auch und ich bin völlig unbegabt!«

Er hob beschwichtigend die Arme. »Aber nein, Sie waren wundervoll. Ich wollte damit etwas ganz anderes sagen! Sie müssen mich nur ausreden lassen!« Etwas unbeholfen fuhr er sich durch sein feines braunes Haar mit dem hohen Stirnan-satz. »Ganz im Gegenteil. Sie könnten mit Leichtigkeit eine viel größere Konzerthalle füllen, so wie es sie in Berlin, Paris und London gibt. Mir ist allerdings erst heute aufgefallen, wie stark Ihre Präsenz auf der Bühne ist. Sie haben nicht nur eine

außergewöhnliche Stimme, sondern auch noch schauspielerische Begabungen. Manch eine Dame hat beim letzten Lied ihr Taschentuch gezückt und mit Ihnen getrauert. Dieses Talent müssen Sie ausbauen! Sie brauchen Tanz- und Schauspielunterricht und Bühnenerfahrung. Warum kommen Sie nicht mit mir nach Berlin?»

Er war über seine eigene Courage erstaunt. Die Worte waren ihm ehrlich, aber ohne Bedacht über die Lippen gehuscht.

»Nach Berlin? Mit Ihnen?» Ricky starrte ihren Gesangslehrer fassungslos an. »Also, das ist ...! Was soll das ...?«

Er räusperte sich verlegen. So hatte er es nicht geplant, doch nun war es an der Zeit, endlich mit der Sprache herauszurücken.

»Ich habe das Angebot erhalten, als Konzertmeister in einem sehr renommierten Theater zu arbeiten. Ich werde in wenigen Wochen Südwafrika verlassen und nach Berlin reisen!«

»Das können Sie nicht tun! Ohne Sie ... das geht einfach nicht!«

Ihre heftige Reaktion verblüffte und freute ihn zugleich. In einer spontanen Regung griff er nach ihrer Hand.

»Dann macht es Ihnen also etwas aus, wenn ich nicht mehr hier bin?«

Ricky entzog sie ihm rasch wieder und sah ihn befremdet an.

»Aber natürlich! Wer sollte mir denn sonst hier Gesangsunterricht geben? Sie sind weit und breit der Einzige, von dem ich noch etwas lernen kann!«

»Ach ja, der Gesangsunterricht!«

Valentin schluckte. Es gelang ihm nur schlecht, seine Enttäuschung zu verbergen. Wie hatte er Riccarda mit seinem spontanen Angebot nur so überrumpeln können? Er ruderte etwas zurück und versuchte die Situation zu entspannen.

»Sie könnten mit mir kommen – selbstverständlich in allen Ehren! Als Konzertmeister werde ich einen gewissen Einfluss

haben. Bestimmt lässt sich dort auch für Sie ein Engagement finden! Wenn Sie wollen, rede ich mit Ihren Eltern.«

»Das ist unmöglich!« Riccardas eben noch euphorische Stimmung war nun auf den Nullpunkt gesunken. »Meine Eltern würden das niemals gestatten. Sie wissen ja nicht mal, dass ich heute Abend ein Konzert gegeben habe. Und ...«

Als hätte sie das Unheil heraufbeschworen, tönte es aus dem Dunkel der hinteren Ränge laut: »Riccarda!«

Valentin sah sich um. Ein gut aussehender Herr in mittleren Jahren trat mit einer wesentlich jüngeren Frau auf sie zu. Riccardas Gesicht wurde bei seinem Anblick aschfahl.

»Vater! Was machst du denn hier?«, fragte sie erschrocken. Valentin sah seine Schülerin überrascht an. Er hatte das Gefühl, dass sie am liebsten geflohen wäre.

»Dasselbe könnte ich dich auch fragen«, meinte Rickys Vater verstimmt. Erst auf den zweiten Blick fiel Valentin auf, dass dem Mann die linke Hand fehlte. »Wieso hast du uns nichts von diesem Konzert erzählt? Deine Mutter und ich waren nicht darüber im Bilde, dass angehende Musiklehrerinnen auch öffentliche Auftritte haben.«

»Ihre Tochter hat ein ausgesprochen ausgeprägtes Talent.« Valentin fühlte sich verpflichtet, sich einzumischen. »Gestatten. Ich bin ihr Musiklehrer. Reuter ist mein Name. Es wäre schade, wenn man der Öffentlichkeit eine solche Begabung vorenthalten würde.«

»Das mag schon sein.« Fritz musterte ihn so, als hätte er soeben die Ehre seiner Tochter beschmutzt. »Ich frage mich allerdings, weshalb uns Riccarda dann nicht darüber informiert hat. Meine Frau wäre mit Sicherheit auch gerne dabei gewesen.«

»Das glaube ich kaum«, stellte Riccarda trotzig fest. »Mutter hätte mir das Konzert doch sicherlich verboten.«

»Das hätte sie mit Sicherheit nicht. Zumindest hättest du uns die Gelegenheit geben sollen, dies selbst zu entscheiden.«

»Nun sei doch nicht so streng, Fritz«, mischte sich nun die jüngere Begleitung ein. »Du hast gerade selbst noch gesagt, dass Ricky herausragend gesungen hat. Ich konnte doch sehen, wie stolz du auf sie warst. Ich jedenfalls bin es. Ricky hat eine wunderbare Stimme!«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung«, stimmte ihr Valentin eifrig zu. Er wollte die Gelegenheit nicht verstreichen lassen, für Riccarda ein gutes Wort einzulegen. Er war schließlich ein ausgebildeter Musiker und Fachmann. »Das musische Talent Ihrer Tochter geht weit über das Mittelmaß hinaus«, meinte er. »Sie ist wie ein Diamant, der noch etwas geschliffen werden muss. Sie sollten ihr unbedingt die Gelegenheit geben, sich weiter zu entfalten! Riccarda hat Besseres verdient, als in der Provinz Musiklehrerin zu werden.«

Fritz warf ihm nur einen geringschätzigen Blick zu. »Nur weil Sie ihr Musiklehrer sind, haben Sie noch lange kein Recht, über die Zukunft meiner Tochter zu befinden«, kanzelte er ihn ungehalten ab. Valentin fühlte sich, als habe er soeben eine Ohrfeige bekommen. Er hatte sich mit seiner Bemerkung eindeutig zu weit aus dem Fenster gelehnt.

»Aber Herr Reuter hat ja recht!«, wagte sich Ricky vor. Sie war aufgebracht, weil ihr Vater mit seinen harschen Bemerkungen den Erfolg dieses Abends zerstörte. »Ich möchte nicht Musiklehrerin werden. Ich möchte singen, tanzen und auf der Bühne stehen. Warum gesteht ihr mir das denn nicht zu?«

Die Miene ihres Vaters verdüsterte sich noch mehr. »Ricky, das ist nicht der Zeitpunkt, um darüber zu diskutieren. Würdest du jetzt bitte deine Sachen holen und uns begleiten?«

Riccarda versuchte etwas zu erwidern, doch ihr Vater hatte sich unmissverständlich abgewandt und begab sich großlos nach draußen.



Das schrille Abfahrtssignal hallte über den Bahnsteig. Schwerfällig dampfend begann sich die rußgeschwärzte Dampflokomotive der »South African Railway« in Bewegung zu setzen und zog den Zug aus dem Swakopmunder Bahnhof. Wolkig weißer Dampf hüllte die wenigen Menschen auf dem Bahnsteig ein.

Raffael hatte erst in allerletzter Minute den Zug erreicht. Er war völlig aus der Puste und musste erst einmal verschnaufen, bevor er sich nach einem geeigneten Sitzplatz umsah. Sein Bein schmerzte von der ungewohnten Anstrengung. Es hatte sich nie ganz von der unheilvollen Begegnung mit einem Elefantenbulle erholt. Deshalb humpelte er mit seinem Gepäck von Abteil zu Abteil. Zwar war in den vorderen Abteilen überall Platz, doch als Mischling hatte er sich in die drei letzten Waggons zu begeben, die für die Farbigen vorbehalten waren. Seit die Südafrikanische Union über das ehemalige Deutsch-Südwestafrika regierte, hatte sich die Rassentrennung zunehmend verschärft. Schwarze und Mischlinge waren Menschen zweiter Klasse und wurden dementsprechend auch nicht als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft erachtet.

»Willkommen zu Hause«, murmelte er verstimmt. Während seiner Studienzeit in dem weit liberaleren England war er von solch deklassierenden Vorurteilen weitgehend verschont geblieben. Zwar gab es auch dort Menschen, die gewisse Vorbehalte gegen Andersfarbige hatten, doch dort hatte man ihn zumindest nicht daran gehindert, seine Laufbahn an der Universität erfolgreich zu Ende zu bringen. Seinen schweren Koffer hinter sich herziehend, steuerte er auf eine der hölzernen Pritschen zu, die sich entlang der Waggonwand befanden. Der Wind pfiff durch die glaslosen Fensteröffnungen und wirbelte Wüstensand ins Abteil. Neben einer fülligen Hererofrau in einem farbenprächtigen Kleid und ihren drei Kindern schien noch etwas Platz zu sein.

»Ist es gestattet?«, fragte er höflich. Die Herero sah den Mann

in dem vornehmen Tweedanzug überrascht an, schob eilig ihren Hühnerkäfig beiseite und machte Anstalten, ihren Platz für ihn zu räumen. Raffael winkte ab.

»Bleib sitzen! Hier ist genügend Platz für uns alle!« Die Herrero musterte ihn skeptisch. Dann erst registrierte sie, dass auch er ein Farbiger war, und nahm beruhigt wieder Platz. Auf den ersten Blick sah der schlanke, hochgewachsene Raffael tatsächlich wie ein Weißer aus. Seine Haut war für einen Mischling auffallend hell, und die Haare hatten einen leicht rötlichen Ton. Der Mode entsprechend trug er sie pomadisiert, sodass ihre krause Struktur nicht besonders auffiel. Nur sein Mund mit den vollen Lippen und die vor Eifer oft glühenden, schwarzen Augen verrieten sein dunkelhäutiges Erbe. Er wollte gerade seinen Koffer unter der unbequemen Holzbank verstauen, als ihn eine vertraute Stimme ansprach.

»Mein Jott, wenn das nicht der junge Sonthofen ist, dann fress ich 'nen Besen!«, rheinländerte Traugott Kiesewetter. Der dickleibige Missionar quälte sich ebenfalls durch den Zug, allerdings in die andere Richtung zu den Abteilen der Weißen. Er hatte im Laufe der Jahre noch mehr an Gewicht zugesetzt. Seine blank polierte Glatze glänzte wegen der körperlichen Anstrengung vor Schweiß. »Du warst ja eine Ewigkeit nicht mehr in der Heimat, Junge«, strahlte er und streckte ihm seine dicke kleine Hand entgegen. »Du musst mir unbedingt erzählen, wie es dir im fernen England ergangen ist.« Raffael ergriff die Hand und grüßte zurück.

»Komm Junge, wir gehen weiter nach vorne. Hier kriegt man ja keine Luft mehr!« Ohne seine Reaktion abzuwarten, bahnte er sich seinen Weg durch die bunte Menge von Menschen, Ziegen und Hühnerkäfigen, bis er die für die Weißen reservierten Abteile erreichte. Raffael machte Kiesewetter auf ein Schild aufmerksam. »For Whites only« war darauf zu lesen. Der Missionar grunzte unwillig.

»Papperlapapp! Das ist Burengedöns! Wenn einer über deine Anwesenheit meckert, dann bekommt er es mit mir zu tun!« Unbeeindruckt setzte er seinen Weg fort. Tatsächlich waren die Abteile, die den Weißen vorbehalten waren, um einiges bequemer als die mit einfachen Holzpritschen ausgestatteten, zugigen Waggons der Schwarzen. Die Abteile hatten verschließbare Fenster und ausreichend gepolsterte Sitzbänke. Kiesewetter setzte sich auf die erstbeste freie Bank und deutete Raffael an, es sich ihm gegenüber ebenfalls bequem zu machen. Einen kurzen Augenblick zögerte der junge Mann, doch in Anbetracht seines schmerzenden Beins beschloss er, das Angebot anzunehmen. Falls der Schaffner sich beschweren sollte, konnte er immer noch zurückgehen. Doch seine Befürchtungen schienen grundlos. Niemand der im Abteil Anwesenden nahm Anstoß an ihm. In seiner vornehmen Aufmachung wurde er wahrscheinlich tatsächlich für einen Weißen gehalten. Raffael genoss die bequeme Sitzhaltung und rieb seinen Oberschenkel. Seit er von diesem Elefantenbullen schwer verletzt worden war, plagten ihn immer wieder Schmerzen. Seine Halbschwester Jella hatte ihm dringend geraten, sich in England einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, doch Raffael hatte ihren gut gemeinten Rat immer wieder aufgeschoben und schließlich einfach in den Wind geschlagen. In Momenten wie diesen bereute er es allerdings, dass er so nachlässig gewesen war.

»Sie fahren bestimmt nach Hause! Ihre Familie wird glücklich sein, Sie wieder in Afrika zu haben! Werden Sie auf der Farm bleiben?«

»Bestimmt nicht«, meinte Raffael, dem beim Gedanken an seinen Vater etwas mulmig wurde. »Ich habe mich bereits in England für eine renommierte Kanzlei in Windhuk beworben. Es ist zwar nicht gerade das, was ich mir erträumt habe, aber wenn Dr. Schmiedel mich nimmt, kann ich dort einstwei-

len wertvolle Erfahrungen sammeln. Später würde ich mich gerne selbstständig machen.« Seine Stimme wurde etwas gedämpfter, als er fortfuhr. »Ich träume davon, eine Kanzlei nur für Schwarze und Mischlinge zu eröffnen. Es wird Zeit, dass sich auch mal jemand für unsere Belange einsetzt. Es geht nicht an, dass Weiße und Farbige für das gleiche Vergehen mit unterschiedlichen Strafen versehen werden. Dafür möchte ich kämpfen.«

»Eine mutige Idee«, nickte Kiesewetter zustimmend. »Du wirst sicherlich viel zu tun haben.« In Gedanken setzte er noch hinzu: »Und viel Ärger bekommen.« Aber er wollte den jungen Mann nicht entmutigen, deshalb schwieg er. Er befragte ihn stattdessen über seine Zeit in England und erzählte seinerseits von der Arbeit in der Missionsstation westlich von Okakarara. Die beiden Männer unterhielten sich angeregt, sodass die Zeit wie im Flug verging. Raffael hatte den Umweg über Windhuk extra in Kauf genommen, um persönlich bei Dr. Schmiedel vorstellig zu werden. Er wollte Sonja damit überraschen und so schnell wie möglich mit ihr und ihrem gemeinsamen Sohn nach Windhuk ziehen. Doch vorher wollte er sie heiraten. Sie waren jetzt beide längst mündig und konnten über ihr eigenes Leben entscheiden. Der alte Nachtmahr konnte ihnen nun keinen Stein mehr in den Weg legen. Leute wie dieser sture, selbstherrliche und rachsüchtige Baron und Großwildjäger waren der Grund dafür gewesen, dass sich Raffael zu einem Jurastudium entschieden hatte. Diese Menschen meinten, sich Farbigen gegenüber alles erlauben zu können. Egal, wie grausam und verwerflich ihre Taten waren, sie kamen immer wieder davon, weil die südafrikanische Justiz kaum etwas gegen sie unternahm. Es wurde Zeit, dass die Afrikaner mehr Selbstbewusstsein entwickelten und sich nicht immer von den Weißen bevormunden ließen. Raffael hatte große Pläne und hoffte, sich sowohl politisch als auch juristisch für die Benachteiligten

einsetzen zu können. Und er brannte darauf, seine Pläne in die Tat umzusetzen.

Mittlerweile näherte sich der Zug Karibib. Im Westen erhob sich das Erongo-Gebirge mit seinen rötlichen, kugelförmigen Felsen. Neben Goldfunden gab es in dieser Gegend auch hervorragenden Marmor, der bis nach Europa exportiert wurde. Sogar am Bremer Hauptbahnhof war der Stein verbaut worden. In dem kleinen Bahnhof hatten sie einige Minuten Aufenthalt. Einige Farmer stiegen mit ihrem Gepäck aus, andere Reisende, die aus dem Norden von Tsumeb oder Grootfontein kamen, stiegen zu. Kiesewetter ließ sich von dem Trubel nicht beeindrucken und begann aus seinem Proviantkorb Butterbrote, Wurst und Käse auszupacken.

»Greif zu, junger Freund! Du bist bestimmt ganz ausgehungert.« Raffael ließ sich das nicht zweimal sagen und biss genüsslich in ein Butterbrot. Seit er seine Pension am Morgen verlassen hatte, hatte er nichts mehr zu sich genommen. Während sie aßen, beobachteten sie das Treiben der Reisenden auf dem Bahnsteig. Ein schwer beladener, schwächlicher Hererojunge kämpfte sich mit einem mannsgroßen Koffer auf dem Rücken durch das Gewusel. Er hatte Mühe, dessen rasch ausschreitenden Besitzern zu folgen. Die waren bereits am Zug angelangt, wo ein Bahnbeamter der älteren, wohlbeleibten Dame und ihrem unteretzten Begleiter in das Innere verhalf. Irgendetwas an dem grobschlächtigen Mann weckte in Raffael unangenehme Erinnerungen, aber er wusste sie nicht einzuordnen, weil dessen Gesicht durch einen breitkremigen Strohhut verdeckt wurde. Der Hererojunge hievte unterdessen den Koffer in das Innere, um ihn zu verstauen. Als er wenig später wieder auf dem Bahnsteig stand, blickte er enttäuscht auf die kleine Münze in seiner Hand, die er für seine schwere Arbeit erhalten hatte. Kiesewetter lenkte Raffaels Aufmerksamkeit wieder auf sich, indem er aus seiner Brieftasche eine Fotografie zog und ihm zeigte.

»Schau mal, das trag ich immer bei mir«, verkündete er stolz.

»Aber das war ja die Hochzeit meiner Schwester Jella!«, rief Raffael überrascht. »Damals war ich noch sehr jung. Ich hatte ganz vergessen, dass Sie die beiden getraut haben.«

Kiesewetter lachte vergnügt. »Ja, es war eine meiner ersten Trauungen in Südwest – und noch dazu außerordentlich turbulent. Erinnerst du dich noch an die Geschichte mit dem Misthaufen?«

»War da nicht der Sohn von Nachtmahr daran beteiligt?« Raffael verzog unangenehm berührt sein Gesicht. »Diese Familie hatte es schon damals darauf abgesehen, uns zu schaden.«

»Damals ging es wohl um deinen Vater«, bestätigte Kiesewetter kopfschüttelnd. Raffaels Gesicht verfinsterte sich noch mehr.

»Ich weiß. Für Menschen wie Nachtmahr war es eine Rassenchande, dass mein Vater eine Schwarze geheiratet hatte. Aber am meisten hat ihn wohl geärgert, dass ich durch die damalige Rechtsprechung sogar erbberechtigt war!« Er lachte bitter auf. »Der Gedanke, dass ein Mischling einmal eine weiße Farm übernehmen könnte, war vielen schon damals ein Gräuel.«

»Immerhin war es dazumal noch möglich! Heute haben die südafrikanischen Buren schon dafür gesorgt, dass ihr Farbiges diesbezüglich keine Rechte mehr habt. Es ist eine Schande, mit welchem unterschiedlichem Maß die Menschen gemessen werden!«

»Es gibt zum Glück Dinge, die sie uns nicht wegnehmen können«, meinte Raffael mehrdeutig. Kiesewetter versuchte einen strengen Gesichtsausdruck, der sich im Kräuseln seiner Nase äußerte.

»Du meinst damit hoffentlich dein unerschütterliches Vertrauen in den allmächtigen Gott. Das können sie euch tatsächlich nicht nehmen.«

»Ich dachte eher an unsere erworbene Bildung, an unsere Traditionen und an unsere Ehre«, entgegnete Raffael überraschend offen. »Wir Farbigen müssen nur zusammenhalten. Notfalls müssen wir uns unsere Rechte eben erstreiten.«

»Denkst du etwa daran, dich politisch zu engagieren?«

»Warum nicht? In anderen Ländern gibt es auch Unabhängigkeitsbewegungen. Warum sollen nur die Weißen hier im Land etwas zu sagen haben? Sie sind in der Minderheit. Ich möchte sie ja gar nicht aus dem Land vertreiben, aber sie müssen einsehen, dass die Zeiten ihrer Vorherrschaft zu Ende sind. Jedes einzelne unserer vielen Völker müsste Abgeordnete in ein Parlament schicken können, damit es demokratisch regiert werden kann. Sie könnten die Interessen ihrer Leute vertreten und Südwest zu einem Land machen, in dem alle gleichberechtigt leben können.«

Seine Stimme war unabsichtlich so laut geworden, dass bereits einige Mitreisende kritische Blicke zu ihnen hinüberwarfen. »Ich fürchte, da hast du dir ziemlich viel vorgenommen!«, meinte Kiesewetter säuerlich. Er tätschelte beruhigend Raffael's Knie. »Aber du bist ja noch jung! Warum soll dir das nicht eines Tages gelingen?«

In diesem Moment kam die ältere Dame mit ihrem Begleiter lauthals schimpfend in ihr Abteil.

»Du hättest für deine Mutter ruhig einen Platz reservieren lassen können!«, schimpfte sie ungeduldig auf Afrikaans. »Das ist schon das dritte Abteil, und wir haben noch immer keinen Platz gefunden.«

»Stell dich nicht so an«, brummte der Sohn. Er wies auf die gepolsterte Sitzbank schräg gegenüber von Kiesewetter und Raffael. »Hier ist doch Platz!« Er nickte den beiden kurz unter seinem Hut zu. »Sie gestatten?«

»Natürlich«, meinte Kiesewetter gutmütig. »In Gottes Reich ist für jeden Platz.« Der Fremde bedachte den Missionar kurz mit einem unfreundlichen Blick und half dann seiner Mutter,

Platz zu nehmen. Raffael vermied aus gutem Grund, dem Blick des Mitreisenden zu begegnen, und zog aus seiner Tasche die Zeitung, die er sich kurz vor seiner Abreise aus Swakopmund gekauft hatte. Er tat so, als vertiefe er sich in seine Lektüre und hoffte, dass Traugott Kiesewetters Mitteilungsbedürfnis fürs Erste gestillt war. Auf keinen Fall wollte er, dass der Fremde zu früh auf ihn aufmerksam wurde, denn es handelte sich um niemand anderen als um seinen Erzfeind aus früheren Schultagen: Jon Baltkorn. Raffael wusste, dass es gleich Ärger geben würde, denn schließlich befand er sich als Mischling in einem Abteil der Weißen. Auf der anderen Seite hatte er die juristische Zulassung an allen englischen Obergerichten und war damit auch in Südwestafrika eine durchaus angesehene Respektsperson, die man nicht einfach des Raumes verweisen durfte. Er beschloss, den Kampf, wenn nötig, aufzunehmen. Doch Baltkorn wurde im Moment ganz von seiner redseligen Mutter in Beschlag genommen und interessierte sich nicht weiter für seine Mitreisenden. Raffael entspannte sich wieder ein wenig. Kiesewetter fiel das sofort auf.

»Kennst du diese Leute?«, flüsterte er hinter vorgehaltener Hand. Raffael nickte.

»Ein ehemaliger Klassenkamerad von mir. Wir hatten nicht gerade das beste Verhältnis.«

»Verstehe. Hast du vor, das Abteil zu verlassen?«

»Auf keinen Fall. Ich werde nie wieder vor einem weißen Buren kuschen. Das habe ich mir schon lange geschworen. Außerdem scheint Baltkorn mich gar nicht wiedererkannt zu haben.«

Eine Viertelstunde später kam ein alter dunkelhäutiger Mann mit einer großen blechernen Teekanne und einem Tablett voller Keramiktassen ins Abteil und rief mit krächzender Stimme: »Cup of tea, please! Cup of tea, please!«

Baltkorn winkte ihn zu sich und bestellte für seine Mutter

und sich je eine Tasse. Der alte Mann stellte sein Tablett umständlich auf dem Boden ab und schenkte ihnen ein. »Milk? Sugar?«, fragte er mit einem zahnlosen Lächeln.

»Beides, aber pass auf, dass du deine dreckigen Finger aus den Tassen lässt!« Der Alte senkte devot seinen Kopf und tat, was man ihm befohlen hatte. Baltkorn drückte dem Alten eine Münze in die Hand und scheuchte ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung davon. Hastig erhob sich der Alte und beeilte sich weiterzugehen. Doch unglücklicherweise stolperte er über den Sonnenschirm, den Baltkorns Mutter seitlich abgestellt hatte. Das brachte ihn für einen Moment aus dem Gleichgewicht. Um nicht ungebremst auf den Boden zu knallen, versuchte er mit einer Hand an ihrer Rückenlehne Halt zu finden, doch er rutschte ab und fiel dabei Elisabeth Baltkorn erst auf den Schoß und krachte dann auf den Boden. Dabei entglitt ihm das Tablett mit den Tassen und fiel scheppernd zu Boden. Immerhin schaffte es der Teeverkäufer, die Teekanne in der Hand zu behalten, konnte jedoch nicht vermeiden, dass sich ein Schwall Tee direkt auf Jon Baltkorns hellen Anzug ergoss.

»Verdammtes Rindviech!« Baltkorn sprang auf, weil der Tee ihn verbrüht hatte. »Du ungelenker alter Kaffer!« Er war außer sich vor Zorn und stieß dem immer noch auf dem Boden liegenden Alten die Stiefelspitze in die Seite. Die Adern an seiner Schläfe schwellen an und traten blau hervor, so erregt war er. Der Alte stöhnte und wollte sich aufrappeln, doch Baltkorn trat wieder und wieder nach dem wehrlosen Mann. Der Teeverkäufer blieb wimmernd auf dem Boden liegen und versuchte sich notdürftig zu schützen. Immer wieder bettelte er vergeblich um Entschuldigung.

»Sorry, Ma'am, sorry Mister! I am guilty! I am guilty! Don't treat me!«

Doch Baltkorn schlug wie von Sinnen weiter auf ihn ein. Für Raffael, der sich bislang um Zurückhaltung bemüht hatte, war

das Maß voll. Er sprang auf, stieß Balkkorn beiseite und stellte sich schützend vor den Getretenen.

»Hör sofort auf, den wehrlosen alten Mann zu treten!«, befahl er drohend. Seine schwarzen Augen funkelten Balkkorn herausfordernd an. Perplex über die Einmischung hielt dieser inne. Es dauerte einen Augenblick, bevor ein Zeichen des Erkennens über sein Gesicht huschte.

»Sonthofen! Sieh einmal an«, zischte Balkkorn immer noch echauffiert. »Du glaubst wohl, du hättest hier etwas zu sagen.« Er schob sich an Raffael vorbei und trat dem Teeverkäufer noch einmal so heftig in die Seite, dass dieser vor Schmerz aufschrie. »Dieser Kaffer ist den Dreck nicht wert, auf dem er liegt.«

Seine blassblauen Augen musterten Raffael mit unverhohlener Abneigung. Er hatte ihn schon immer gehasst. Zum einen, weil er ihm in der Schule weitaus überlegen gewesen war, und zum anderen, weil er ein Mischling war. Ihr gegenseitiger Widerwille hatte eine lange Tradition. Angefangen hatte es während ihrer gemeinsamen Schulzeit in Windhuk, und später fand es seine Fortsetzung, als Raffael ihm seine Braut, Sonja von Nachtmahr, ausgespannt hatte. Balkkorn ballte seine Fäuste. Er war offenkundig bereit, seinen Unmut nun an ihm auszulassen.

Dieser zeigte sich von dessen Drohhaltung jedoch nur wenig beeindruckt. Er wich keinen Schritt zurück, sondern hielt dessen wütendem Blick problemlos stand.

»Du warst schon immer ein hinterhältiger, mieser Feigling, Balkkorn«, meinte er mit beherrschter Stimme. »Du solltest endlich mal damit anfangen, dich mit Gleichstarken zu messen und nicht mit wehrlosen alten Greisen.« Er half dem alten Teeverkäufer auf die Beine und sammelte die herumliegenden Tassen ein. Der Alte nahm das Tablett und machte sich eilig aus dem Staub. Die anderen Passagiere in dem Abteil beobachteten die Szene teils beifällig, teils entsetzt wegen der rohen Gewalt.

Raffael wollte keine weitere Eskalation und beschloss, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Er machte Anstalten, sich wieder auf seinen Platz zu setzen. Doch Baltkorn packte ihn schroff am Kragen und drehte ihn zu sich herum.

»Wir sind noch nicht fertig miteinander, Sonthofen!«

Raffael war viel größer als der grobschlächtige Bure, dafür war jener kräftiger. Noch ehe er sich versah, hatte Baltkorn ihm einen Kinnhaken verpasst, der es in sich hatte. Von der Wucht des Schlages überrascht, geriet er kurz aus dem Gleichgewicht. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich wieder zu fangen. Er spürte, wie warmes Blut aus seiner Nase troff. Baltkorn ging sofort in Kampfstellung und wartete darauf, dass Raffael einen Gegenangriff starten würde. Doch dieser blieb erstaunlicherweise ruhig stehen.

»Sind das deine einzigen Waffen, Baltkorn?«, fragte er verächtlich. »Ich hatte immer gedacht, dass du mehr draufhättest.«

»Du mieses kleines Kaffernschwein«, schnaubte Baltkorn und versuchte einen weiteren Kinnhaken. Doch dieses Mal war Raffael gewappnet. Er wich dem Schlag mühelos aus und fing den Schlagarm in der Luft ab. Mit einem gekonnten Griff drehte er den Arm um und presste ihn angewinkelt auf Baltkorns Rücken. Ein paar der Mitreisenden lachten beifällig. Sie hielten Raffael offensichtlich immer noch für einen Weißen und amüsierten sich über die Szene.

»Setz dich hin, und benimm dich endlich anständig«, fauchte Raffael in sein Ohr. »Ich bin nicht mehr der wehrlose Kaffer, für den du mich bislang gehalten hast. Wegen Leuten wie dir bin ich zurück nach Afrika gekommen. Es wird Zeit, dass man euch Manieren beibringt!« Er schubste Baltkorn von sich und setzte sich in aller Ruhe wieder neben Kiese Wetter. Doch Baltkorn ließ sich davon nicht einschüchtern. Sobald er sich ein wenig gefasst hatte, brauste er erneut auf.

»Was willst du überhaupt in diesem Abteil?«, brüllte er. Er sah sich um Zustimmung suchend bei seinen Mitreisenden

um. »Dieser Mann hier ist ein Kaffer. Er glaubt, nur weil er einen vornehmen Anzug trägt, kann er sich aufführen, wie er will. Für Leute wie dich ist im Viehwaggon Platz! Ihr habt ja selbst gesehen, welchen Tumult dieses schwarze Pack hier im Handumdrehen veranstaltet.« Das Geraune im Großraumabteil schien ihm recht zu geben. Vereinzelt erhoben sich Stimmen, die ebenfalls dafür waren, dass Raffael das Abteil verließ. Doch es gab auch andere Meinungen. Kiese Wetter, der für solche Situationen ein feines Gespür entwickelt hatte, raffte sich auf und erhob beschwichtigend die Hände.

»Nun ist aber mal gut, Leute!«, meinte er mit donnernder Stimme. »Dieser Mann da ...« Er deutete auf Balkkorn. »... hat einen wehrlosen alten Mann ohne Grund zusammengeschlagen! Ihr seid alle Zeugen gewesen. Und dieser Mann da ...« Dieses Mal zeigte er auf Raffael. »... hat als Einziger von uns den Mut besessen, diesem unhaltbaren Treiben Einhalt zu gebieten. Dafür gebührt ihm Respekt. Er hat sich nicht einmal gewehrt, als er selbst ungerechterweise geschlagen wurde. Wer nun, meine Damen und Herren, sollte demnach wohl als Erster das Abteil verlassen?«

»Na, der Schläger natürlich«, rief eine rotbäckige deutsche Farmerin. »Mir ist doch egal, welche Farbe einer hat, wenn er nur friedliebend ist!«

»Genau!«

»Aber er ist ein Farbiger! Jeder weiß, dass diese Kaffern nur Unruhe und Zwist bringen. Man muss sie in ihre Schranken weisen«, mischte sich nun Elisabeth Balkkorn mit erstaunlich kräftiger Stimme ein. »Mein Junge hat mich vor den Übergriffen dieses widerlichen alten Mannes beschützt. Er hat gewagt, sich auf meinen Schoß zu legen.«

»Das hat er bestimmt nicht freiwillig gemacht«, meinte Kiese Wetter ungerührt.

Das Lachen der Mitreisenden ließ Elisabeth Balkkorn rot an-

laufen. »Was für eine bodenlose Unverschämtheit!«, fauchte sie empört. »Komm, Jon! In diesem Kaffern-Abteil werden wir keinen Augenblick länger bleiben. Wir werden uns in Windhuk an höchster Stelle beschweren. Das wird Folgen haben! Da können Sie sich sicher sein!« Sie erhob sich schwerfällig, aber bestimmt, und eilte zum Ausgang. Bevor Baltkorn ihr folgte, baute er sich nochmals vor Raffael auf.

»Das zahle ich dir heim, Sonthofen!«, drohte er mit blitzenden Augen. »Ich werde nicht ruhen, bis ich dich kleingekriegt habe. Du wirst im Dreck liegen und mich um Gnade anwinkeln, aber ich werde sie dir nicht gewähren.«

»Eine amüsante Vorstellung«, grinste Raffael herausfordernd. Doch insgeheim ahnte er, dass Baltkorn keine leere Drohung ausgestoßen hatte.



»Es ist einfach ungerecht!«, beschwerte sich Ricky am nächsten Morgen bei Valentin Reuter im Klavierunterricht. Sie wurde längst im Hotel von ihrem Vater und Sonja erwartet. Raffael sollte bald ankommen, aber das war ihr im Moment einerlei. Die Art, wie ihr Vater sie in aller Öffentlichkeit und noch dazu vor ihrem Gesangslehrer zurechtgewiesen hatte, hatte sie zutiefst empört. Sollte er ruhig eine Weile auf sie warten müssen! »Ich werde mir das nicht bieten lassen! Wenn meine Eltern meinen Berufswunsch nicht akzeptieren können, dann werde ich mich eben darüber hinwegsetzen. Schließlich ist es mein Leben. Nächstes Jahr werde ich einundzwanzig. Dann kann mir niemand mehr etwas verbieten. Wenn es sein muss, gehe ich so lange weiterhin in diese öde Präparandenanstalt, aber danach hält mich hier nichts mehr. Ich lasse mir keine Zügel anlegen! Ich bin sicher, mein Großvater wird mir das Geld geben, um nach Europa zu gehen. So lange werde ich eben weiterhin bei Ihnen Musikunterricht nehmen.«

Reuter räusperte sich. Sein Gesicht überzog plötzlich eine tiefe Röte, und er klopfte nervös mit seinen feinen Fingern auf dem Flügel herum. Normalerweise amüsierte Ricky das schüchterne Verhalten des Dirigenten und Gesangslehrers im privaten Umgang mit ihr. Es stand im krassen Gegensatz zu seiner Haltung auf der Bühne. Wenn er ein Orchester dirigierte oder sie unterrichtete, war er streng, dynamisch und sehr bestimmend. Manchmal fürchtete sie sich direkt vor seinem harschen Urteil. Heute jedoch war sie zu echauffiert, um seine Verlegenheit zu bemerken. Sie hatte immer befürchtet, dass ihr Doppelleben eines Tages auffliegen könnte, aber dass es ausgerechnet am Abend ihres ersten Auftritts in der Öffentlichkeit geschehen war, war schon bitter. Nach dem Abschluss der Schule hatte sie unbedingt in Windhuk bleiben wollen. Ihre Eltern wollten das nur erlauben, wenn sie etwas Sinnvolles dort unternehmen würde. Da für Ricky weder eine Handelslehre noch eine handwerkliche oder hauswirtschaftliche Ausbildung in Frage kam, entschloss sie sich, auf die private Präparandenanstalt zu gehen, um dort als Lehrerin ausgebildet zu werden. Ihre Eltern waren damit zufrieden, auch wenn ihre Mutter es lieber gesehen hätte, wenn Ricky einen »richtigen« Beruf erlernt hätte. Tatsächlich hatte sie schon bald gemerkt, dass ihr der Lehrerberuf nicht lag. Nicht dass sie nicht gerne Umgang mit Kindern gehabt hätte, aber allein die Vorstellung, in einem abgelegenen Ort in der Wildnis unmusikalische Kinder zu unterrichten, fand sie unerträglich. Mit ihren Eltern wagte sie nicht darüber zu reden, denn womöglich hätten sie sie umgehend zurück nach *Owitambe* beordert. Und das wollte sie auf keinen Fall, weil sie dann auf ihren geliebten Gesangs- und Klavierunterricht hätte verzichten müssen. Das war ihr einziger Lichtblick, vor allem, seit sich vor einiger Zeit der junge Musiker und Dirigent Valentin Reuter in Windhuk niedergelassen hatte und neben seinem Engagement als Musikdirektor

auch privaten Gesangs- und Klavierunterricht anbot. Sein Unterricht war etwas teurer als der bei ihrer vorigen Lehrerin, einer bigotten Sopranistin, aber Ricky hatte sich kurzerhand ein günstigeres Zimmer gemietet und sich den Unterricht von dem Geld, das sie monatlich von ihren Eltern erhielt, abgespart. Valentin Reuter hatte sie gefördert und ihr Talent entdeckt und ihr ganz nebenbei geholfen, ihr Selbstbewusstsein zu stärken. Dafür war sie ihm unendlich dankbar.

»Ähm, Fräulein van Houten, ich fürchte, bezüglich Ihres weiteren Gesangsunterrichts hier in Windhuk muss ich Sie enttäuschen. Wie ich Ihnen ja bereits gestern Abend angedeutet habe, werde ich bald nach Berlin gehen. Ich habe den Vertrag bereits unterschrieben.«

»Ich hielt es für einen Scherz«, meinte Ricky ungläubig. »Das dürfen Sie nicht!« Sie war außer sich. Valentin Reuter gehörte zu ihrem Leben hier in Windhuk. Es gab keinen anderen Lehrer, von dem sie mehr lernen konnte. Dass er beabsichtigte, so einfach von hier wegzugehen, empfand sie schon fast als Verrat.

»Fräulein van Houten, Riccarda, bitte regen Sie sich nicht auf. Ich habe mir die Entscheidung nicht leichtgemacht, glauben Sie mir. Aber dieses Engagement als Orchesterleiter ist eine einmalige Chance. Ich muss sie nutzen.«

»Ich verstehe«, seufzte Ricky geknickt. Sie erkannte, dass ihre Gedanken absolut egoistisch waren. Entmutigt setzte sie sich neben ihn auf den Klavierhocker. Hätte man ihr ein solches Angebot unterbreitet, hätte sie bestimmt auch nicht gezögert, Afrika zu verlassen. Sie fühlte sich plötzlich müde und kraftlos. Der schreckliche Streit am gestrigen Abend mit ihrem Vater, seine Drohung, sie von Windhuk wegzuholen, und jetzt noch die Ankündigung, dass ihr Lehrer sie verlassen wollte, das war einfach zu viel. Reuter bemerkte ihre Schwäche und holte rasch ein Glas Wasser. Er wirkte sehr aufgewühlt. »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie mein Weggehen so betrübt ...«

»Ach, es geht doch nicht um Sie«, unterbrach ihn Ricky, ohne zu merken, wie sehr sie ihn dadurch kränkte. »Es geht doch darum, dass es hier weit und breit keine guten Musiklehrer gibt. Ich werde hier verdorren wie eine Blume in der Wüste!« Valentins Gesicht versteinerte bei ihren Worten, doch sie nahm davon keine Notiz. Stattdessen fuhr sie in ihrem Selbstmitleid fort. »Ich halte es hier ohne Musik nicht noch ein ganzes Jahr aus. Können Sie Ihr Engagement nicht um ein Jahr verschieben?«

»Nein«, beschied sie Reuter bedauernd, aber sehr entschieden. »Das Theater sucht umgehend einen musikalischen Leiter. Ich werde schon übernächsten Monat nach Deutschland abreisen.« Seine Gesichtszüge wurden jedoch sofort wieder weicher, als er sah, wie sehr Ricky diese Ankündigung mitnahm. Dann machte er ihr ein überraschendes Angebot.

»Vielleicht gäbe es ja doch noch eine andere Möglichkeit«, schlug er vor. Er schien etwas nervös, bevor er weitersprach. »Ich könnte mit Ihren Eltern reden und sie davon zu überzeugen versuchen, dass Ihre musikalische Ausbildung in Berlin sehr viel erfolgreicher wäre. Haben Sie nicht erzählt, dass Sie dort noch Verwandte haben? Vielleicht könnten Sie dort wohnen.«

»Das ist völlig aussichtslos! Eher schneit es in der Wüste, als dass meine Eltern es erlauben würden«, seufzte Ricky mutlos. »Mein Vater würde mich niemals mit einem unverheirateten Mann in ein fremdes Land ziehen lassen, und meine Mutter bekommt schon Zustände, wenn sie das Wort Berlin nur hört. Obwohl sie selbst von dort stammt, denkt sie, die Stadt sei ein einziger Sündenpfuhl.« Sie seufzte resigniert. »Lassen Sie uns nicht mehr darüber reden. Die Klavierstunde ist schon fast um, und ich habe noch überhaupt nicht gespielt.«

Sie griff in die Tasten und spielte drauflos. Ihre ganze Verzweiflung spiegelte sich in dem rasanten Spiel von Sergej Prokofjews zweitem Klavierkonzert in g-Moll mit seinen

schockierenden, fast barbarisch anmutenden Klängen. Valentin war überrascht von der Vehemenz, die sie darin zum Ausdruck brachte. Bislang war ihm Ricky immer als eher schüchterne, zurückhaltende junge Frau erschienen, doch nun erkannte er in ihr eine Energie, die wie ein schlummernder Vulkan bislang in ihr verborgen geblieben war. Sein Herz schlug schneller, und er kämpfte mit dem Wunsch, ihre zarten Schultern zu umfassen und den Duft ihrer dunklen Haare einzusatmen. Er hatte es sich lange nicht eingestehen wollen, aber er hegte mehr Gefühle für die junge Frau, als es sich für einen Lehrer geziemte. Wenn er doch nur rechtzeitig den Mut aufgebracht hätte, sich ihr zu erklären, dann hätte er sie vielleicht als seine Frau mit nach Berlin nehmen können. Doch dafür war es wohl zu spät.

So unvermittelt, wie Ricky das Klavierspiel begonnen hatte, endete sie auch. Sie war immer noch sichtlich erregt, doch ihr Gesicht zeigte eine neue Entschlossenheit.

»Wären Sie wirklich bereit, mich nach Berlin mitzunehmen?«, fragte sie rundheraus. Sie fixierte ihn mit ihren bernsteinfarbenen Augen, dass ihm vor Glück das Blut in den Kopf schoss. War das ein Zeichen? Hegte sie vielleicht auch Gefühle für ihn?

»Natürlich in allen Ehren«, besserte sie schnell nach. »Es darf selbstverständlich nicht der Eindruck entstehen, dass wir ... nun, dass wir ...« Ricky errötete. Ihr wurde plötzlich die Verhänglichkeit der Situation bewusst. »Nun, Sie wissen schon ...«, stammelte sie verlegen.

»Selbstverständlich«, versicherte Valentin, selbst um Fassung bemüht. Nur mühsam gelang es ihm, seiner Begierde Herr zu werden. Am liebsten hätte er Riccarda in seine Arme genommen und geküsst. Doch ihre nächsten Worte kühlten seine Gefühle rasch wieder ab.

»Ich mag Sie wirklich gerne, Valentin«, gestand Ricky. »Sie sind etwas ganz Besonderes. Sie ... Sie sind wie ein Bruder für

mich. Ich kann noch so viel von Ihnen lernen, und ich wünsche mir nichts sehnlicher, als einmal auf einer großen Bühne zu stehen. Das Gefühl, den Menschen mit meiner Kunst etwas Freude zu bringen, muss einfach überwältigend sein!«

»Wie ein Bruder«, murmelte Valentin sichtlich ernüchtert. Es fiel ihm schwer, seine Enttäuschung zu verbergen.

»Es wäre mir ebenfalls eine Ehre, wenn Sie mich begleiten könnten«, antwortete er mit brüchiger Stimme. »Allerdings ginge das nur mit der ausdrücklichen Genehmigung Ihrer Eltern.«

Ricky presste entschlossen die Lippen aufeinander.

»Darüber machen Sie sich mal keine Sorgen«, sagte sie. »Ich werde ihnen keine andere Wahl lassen.«

Gegenwind



Schon seit zwei Tagen lauerte Ricky auf den günstigsten Zeitpunkt, um mit ihren Eltern über ihre Zukunftspläne zu reden. Im Trubel der allgemeinen Wiedersehensfreude war dies bislang unmöglich gewesen. Jeder hatte viel zu erzählen gehabt, denn man hatte sich lange nicht gesehen, und es war selten, dass sich die ganze Familie auf einmal traf. Dann hatten Raffael und Sonja verkündet, dass sie endlich heiraten wollten, sobald sie die Formalitäten dafür geregelt hatten, worauf ihre Mutter spontan eine Verlobungsfeier organisiert hatte. Die nahm sie so in Anspruch, dass sie ihre Tochter immer wieder vertröstete, wenn sie eine Gelegenheit suchte, um mit ihr zu reden. Es musste ihr gelingen, wenigstens sie auf ihre Seite zu ziehen, denn von ihrem Vater war kein Einlenken zu erwarten. Er war immer noch beleidigt, weil sie hinter seinem Rücken ein Konzert gegeben hatte, und hätte sie am liebsten für immer zurück nach *Owitambe* geholt. Er würde ihre Pläne in Bausch und Bogen ablehnen. Doch das war ihr egal. Sie war fest entschlossen, Musikerin oder Tänzerin zu werden. Es gab noch so vieles zu entdecken auf dieser Welt, und sie hatte ganz bestimmt nicht vor, hier in der Provinz zu versauern. Je länger sie in den letzten Tagen nachgedacht hatte, umso sicherer war sie sich, dass sie diesen Schritt wagen musste. Herr Reuter, Valentin, wie sie ihn im Stillen bereits nannte, hatte selbst gesagt, dass sie Talent hatte, und nach dem erfolgreichen Auftritt in Windhuk hatte sie erst recht Feuer gefangen. Einen Fürsprecher hatte sie immerhin schon gefunden. Gleich nach ihrer Ankunft hatte sie

sich Großvater Johannes anvertraut. Zu ihm hatte sie schon immer ein ganz besonderes Verhältnis gehabt. Als sie ihm von ihrer Idee erzählte, hatte er lange geschwiegen. Sie nahm es als Zeichen der Ablehnung, aber zu ihrer Überraschung kam er zu dem Resultat, dass sie ihr Talent nutzen müsse.

»Du singst wie eine Nachtigall und bewegst dich so anmutig wie eine tanzende Feder im lauen Abendwind. Ich frage mich nur, weshalb das außer mir keiner sieht. Es wird Zeit, dass du ihnen allen zeigst, was in dir steckt!«

»Sie werden es nie erlauben«, meinte Ricky geknickt. »Vater ist schon jetzt sauer auf mich.«

»Ich werde dich auf jeden Fall unterstützen.« Ihr Großvater tätschelte ihr Knie. »Und wenn dich deine Eltern nicht unterstützen, dann werde ich es eben tun. Ich habe noch etwas Erspartes. Wie könnte ich das besser anlegen als in deine Zukunft.«

Dieser Rückhalt hatte ihr etwas Mut gemacht. Und jetzt war auch endlich die Gelegenheit gekommen, ihren Wunsch vorzutragen.

Ihre Eltern saßen auf der Veranda und betrachteten den Sternenhimmel. Ihre Mutter sah müde, aber glücklich aus, wie sie so zurückgelehnt in ihrem Korbsessel in die Nacht hinausblickte. Ricky bewunderte ihre Energie. Mit ihren fast fünfzig Jahren nahm sie es immer noch mit jedem jungen Mädchen auf. Ihr Vater wirkte dagegen viel älter und verschlossener. Sie wusste ja, dass er sie über alles liebte, aber warum tat er sich dann so schwer, sie zu verstehen? Sie war eben anders als ihre beiden Eltern. Warum verstanden sie das nicht? Mussten ihre eigenen Vorstellungen und Ideen vom Leben deshalb schlechter sein? Sie straffte ihren Körper und holte tief Luft. Nun, ihre Eltern würden lernen müssen, sie mit anderen Augen zu sehen. Sie trat aus dem Dunkeln auf die Veranda und setzte sich zu ihnen.

»Was für ein herrlicher Abend«, seufzte Jella zufrieden.
»Nimm dir etwas Saft, und genieß die Abendstunde mit uns.«

»Ich muss mit euch reden«, begann Ricky ohne Umschweife.

»Ich werde morgen wieder zurück nach Windhuk reisen.«
Jella wandte sich erstaunt ihr zu.

»Wieso denn das?«, fragte sie enttäuscht. »Ich dachte, du bleibst noch ein wenig länger. Du hast doch noch ein paar Tage frei ...«

»Ich werde nicht an die Präparandenanstalt zurückgehen«, teilte Ricky mit fester Stimme mit. »Ich werde noch ein paar Dinge regeln und dann mit Herrn Reuter nach Berlin reisen. In wenigen Wochen geht das Schiff ab.«

»Wie bitte? Bist du nun von allen guten Geistern verlassen?«

Jella starrte ihre Tochter fassungslos an. Ihr Vater schlug verärgert mit der flachen Hand auf den kleinen Beistelltisch.

»Ich habe dir ja gleich gesagt, dass dieser junge Musiklehrer ihr lauter Flausen in den Kopf gesetzt hat. Erst das Konzert und jetzt diese hirnrissige Spinnerei mit Berlin. Du wirst überhaupt nichts tun, mein Fräulein!«, meinte er aufgebracht. »Du bist ja noch nicht einmal volljährig, ganz zu schweigen, dass es gegen jede gute Sitte und jeglichen Anstand verstößt, dich allein mit einem fremden jungen Mann auf einen anderen Kontinent zu begeben.«

»Das ist kein fremder Kontinent!« Ricky redete sich in Rage. »Es ist immerhin das Land meiner Vorfahren. Außerdem ist Herr Reuter kein fremder Mann und hat auch keine üblen Absichten. Er ist lediglich mein Lehrer. Ich kann sehr viel von ihm lernen, und er will mir helfen, in Berlin ein Bühnengagement zu bekommen. Versteht doch, das ist die Chance, auf die ich schon immer gewartet habe. Ich werde dorthin gehen.«

»Gar nichts wirst du tun!«, empörte sich Fritz. »Dieser junge Schnösel hat dir Flausen in den Kopf gesetzt und wird dich ins Unglück stürzen. Überhaupt, wie stellst du dir das vor? Wovon

willst du leben? Wir sind nicht wohlhabend genug, um dir einen anständigen Lebensunterhalt in Deutschland zu finanzieren.«

»Was ist dieser Reuter denn für ein Mensch?«, wollte Jella vorsichtig wissen. »Welches Interesse hat er an dir?«

»Valentin Reuter ist wie ein Bruder für mich«, behauptete Ricky. »Er ist ein wunderbarer Musiker und kann mir weiterhelfen. Wenn ich erst in Berlin bin, dann kann ich Tanzunterricht nehmen und meine Gesangsstudien fortsetzen. Dort gibt es viele Theater und Bühnen. Herr Reuter wird mir helfen, dort Fuß zu fassen. Selbstverständlich in allen Ehren.«

»In allen Ehren. Dass ich nicht lache!«, knurrte ihr Vater. »Aber das spielt jetzt auch keine Rolle. Du hast in dieser Sache überhaupt nichts zu entscheiden und bleibst hier!«

Ihre Mutter versuchte, eine weitere Eskalation zu verhindern.

»Berlin ist auf den ersten Blick eine große, faszinierende Stadt, mein Kleines«, flocht sie vorsichtig ein. »Aber diese Stadt ist auch gefährlich. Wenn ich mir vorstelle, dass du dort ganz alleine, ohne deine Familie bist, habe ich große Angst.«

»Das musst du nicht, Mutter. Ich werde viel zu beschäftigt sein, um mich in Gefahr begeben zu können. Herr Reuter hat mir versichert, dass er gute Verbindungen hat. Er hat sogar schon nach Berlin telegraphiert, um sich nach einer Stelle für mich zu erkundigen. In dem Konzerthaus, in dem er arbeitet, ist eine Stelle als Buchhalterin frei. Ich könnte dort das Geld für meine Gesangs- und Tanzausbildung selbst verdienen, bis ich einmal ein festes Engagement habe. Ich habe keine Flausen im Kopf.«

»Du hast also schon feste Pläne gemacht«, stellte Jella pikiert fest. »Wieso hast du nicht früher mit uns darüber gesprochen? Hast du so wenig Vertrauen in uns? Wir dachten immer, dass du glücklich bist in Windhuk.«

»Ihr hört mir doch gar nicht richtig zu. Ich will keine Lehrerin werden! Ich möchte Tänzerin oder Sängerin werden.

Immer, wenn ich auf der Bühne stehe, dann spüre ich so ein Prickeln und so ein Glück wie nirgendwo sonst.«

Ihr Vater schnaubte verächtlich. Zum Glück hatte ihre Mutter mehr Einsehen als er, was sie allerdings nicht von ihrer Skepsis abbrachte. Sie versuchte, ihrer Tochter mit Vernunft beizukommen.

»Du kannst ja auch als Lehrerin hin und wieder Konzerte geben. Es wird sich immer ein Publikum finden. Sieh mal, selbst wenn wir dich unterstützen würden, so würde das Geld, das wir dir geben könnten, hinten und vorne nicht reichen – selbst wenn du etwas dazuverdienst! Dein Vater hat leider recht, wir sind nicht wohlhabend genug, um dich dort angemessen zu unterstützen.«

»Aber ich brauche euer Geld doch gar nicht«, erwiderte Ricky beinahe erleichtert. Sie glaubte plötzlich einen kleinen Streifen Hoffnung am Horizont zu erkennen. »Großvater besteht darauf, mich zu unterstützen. Ich brauche nur noch euer Einverständnis.«

»Was hat sich der alte Mann nur dabei gedacht?«, regte sich ihr Vater erneut auf. »Bei allem Respekt, aber er untergräbt unsere Autorität! Du bleibst hier. Basta!«

Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, wandte er sich demonstrativ der Betrachtung des Sternenhimmels zu. Jella legte eine Hand auf seinen Arm.

»Du solltest nicht so hart mit deiner Tochter umgehen«, beschwichtigte sie ihn. »Wir können aus Ricky weder eine Farmerin noch eine Ärztin machen, wenn sie das nicht will. Darin waren wir uns doch immer einig.«

»Hhmmmpf!« Ihr Vater war immer noch ungehalten, aber ihre Mutter begann nachdenklich zu werden. »Mir wird langsam klar, dass wir Ricky viel zu lange nicht richtig ernst genommen haben. Vielleicht sollten wir ihr wenigstens zuhören, meinst du nicht?«

Fritz wandte sich ihr entgeistert zu. »Willst du damit sagen, dass du plötzlich auf ihrer Seite stehst? Das sind doch alles nur Hirngespinnste!«

»Damit tust du unserer Tochter unrecht«, verteidigte sie Jella plötzlich. »Ich möchte auf keinen Fall, dass Ricky so unglücklich wird, wie ich es damals in Berlin gewesen bin. Alle haben mir Steine in den Weg gelegt. Daran wäre ich beinahe zerbrochen. Immerhin habe ich noch ein paar Verbindungen nach Berlin. Heinrich Zille und seine Familie würden sich sicherlich freuen, wenn sie Ricky unterstützen könnten. Heinrich ist eine Seele von Mensch und hat uns immer wieder zu sich eingeladen. Ich könnte ihm ...«

»Gar nichts wirst du!« Fritz war nun auch seiner Frau gegenüber ungehalten. »Ich bin hier das Oberhaupt der Familie. Und meine Entscheidung steht fest: Ricky bleibt hier!«

»Ist das euer letztes Wort?«, fragte Ricky entgeistert. Der Tonfall ihres Vaters ließ keine weitere Diskussion zu. Sie spürte, wie ihr vor Enttäuschung die Tränen in die Augen stiegen. »Das werde ich euch nie verzeihen! Vielleicht könnt ihr mich jetzt an meiner Reise hindern, aber wenn ich in einem Jahr volljährig bin, werde ich nach Berlin gehen. Und wenn ich als blinder Passagier die Reise antrete!«

Aufgebracht stand sie auf und rauschte geräuschvoll davon.



»Du bist wunderschön!« Raffael fuhr mit seinem schmalen, langen Zeigefinger Sonjas Hals entlang, verharnte kurz in ihrer Halsbeuge, bevor er zärtlich abwärts zu ihrer Brustwarze fuhr. »Du weißt gar nicht, wie sehr ich dich vermisst habe. Jeder einzelne Tag war eine Qual. Wie oft habe ich überlegt, alles stehen und liegen zu lassen, um wieder bei dir zu sein!«

Sonja rekelte sich ihm entgegen und hauchte ihm einen kurzen Kuss auf seine Lippen. »Aber du hast es nicht getan«, neck-

